



Nutzungsbedingungen der retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Die retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) werden zur nichtkommerziellen Nutzung gebührenfrei angeboten. Die digitalen Medien sind im Internet frei zugänglich und können für persönliche und wissenschaftliche Zwecke heruntergeladen und verwendet werden.

Jede Form der kommerziellen Verwendung (einschließlich elektronischer Formen) bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der FZH, vorbehaltlich des Rechtes, die Nutzung im Einzelfall zu untersagen. Dies gilt insbesondere für die Aufnahme in kommerzielle Datenbanken.

Die Verwendung zusammenhängender Teilbestände der retrodigitalisierten Veröffentlichungen auf nichtkommerziellen Webseiten bedarf gesonderter Zustimmung der FZH. Wir behalten uns das Recht vor, im Einzelfall die Nutzung auf Webseiten und in Publikationen zu untersagen.

Es ist nicht gestattet, Texte, Bilder, Metadaten und andere Informationen aus den retrodigitalisierten Veröffentlichungen zu ändern, an Dritte zu lizenzieren oder zu verkaufen.

Mit dem Herunterladen von Texten und Daten erkennen Sie diese Nutzungsbedingungen an. Dies schließt die Benutzerhaftung für die Einhaltung dieser Bedingungen beziehungsweise bei missbräuchlicher Verwendung jedweder Art ein.

Kontakt:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Beim Schlump 83

20144 Hamburg

Tel. 040/4313970

E-mail: fzh@zeitgeschichte-hamburg.de

Web: <http://www.zeitgeschichte-hamburg.de>

WERNER T. ANGRESS

Generation zwischen Furcht und Hoffnung

Jüdische
Jugend
im
Dritten
Reich



CHRISTIANS

GENERATION ZWISCHEN
FURCHT UND HOFFNUNG

WERNER T. ANGRESS

Generation zwischen Furcht und Hoffnung

Jüdische Jugend im Dritten Reich

CHRISTIANS

HAMBURGER BEITRÄGE ZUR SOZIAL-
UND ZEITGESCHICHTE
BEIHEFT 2

*Im Auftrag der Forschungsstelle für die Geschichte des
Nationalsozialismus in Hamburg und der Hamburger
Bibliothek für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung
herausgegeben von Werner Jochmann, Werner Jobe und
Ursula Büttner*

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Angress, Werner T.:
Generation zwischen Furcht und Hoffnung:
jüd. Jugend im III. Reich /
Werner T. Angress. –
Hamburg: Christians, 1985.
Hamburger Beiträge zur
Sozial- und Zeitgeschichte: Beiheft; 2
ISBN 3-7672-0886-5
NE: Hamburger Beiträge zur
Sozial- und Zeitgeschichte / Beiheft

Umschlagbild: Deutsches jüdisches Flüchtlingskind
bei der Ankunft in England 1936

© Hans Christians Verlag, Hamburg 1985
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung Alfred Janietz
ISBN 3-7672-0886-5
Printed in Germany

INHALT

1. Zur Lage der jüdischen Jugend	9
<i>Unterschiedliche Lebensumstände zu Beginn der Verfolgung</i>	9
<i>Schulerfahrungen und -probleme</i>	15
<i>Ausbau des jüdischen Schulwesens</i>	19
<i>Jüdische Jugendbewegung</i>	24
<i>Berufliche Vorbereitung der Auswanderung</i>	28
<i>Leistungen der Zionisten bei der Entwicklung der Auswandererlehrstätten</i>	34
<i>Forcierte Verfolgung und Flucht aus Deutschland nach dem Novemberpogrom 1938</i>	40
<i>Das Ende der Auswandererlehrgüter und die Vernichtung der Juden</i>	45
2. Auswandererlehrgut Groß-Breesen	51
<i>Gründung des Auswandererlehrguts Groß-Breesen</i>	51
<i>Ausbildungs- und Erziehungsziele</i>	55
<i>Landwirtschaftliche Fachausbildung</i>	58
<i>Kulturelle und religiöse Erziehung</i>	60
<i>Auf der Suche nach einem Siedlungsland</i>	64
3. Das Ende Groß-Breesens	69
<i>Als «Aktionsjuden» im Konzentrationslager Buchenwald</i>	69
<i>Kampf um Auswanderungspapiere</i>	78
<i>Identitätskrisen und Lösung von Deutschland</i>	80
<i>Der Untergang des jüdischen Lehrguts Groß-Breesen</i>	82
<i>Verlorene Jugend</i>	86
4. Dokumente	89
Anmerkungen	166
Literaturverzeichnis	177

Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle allen meinen Dank aussprechen, die mir durch ihre Unterstützung die Fertigstellung der vorliegenden Arbeit ermöglicht haben.

Stipendien der Fritz-Thyssen-Stiftung und der Historischen Kommission zu Berlin boten die finanziellen Voraussetzungen, um den Sommer 1981 und das erste Halbjahr 1984 zur Forschung in Berlin und Hamburg zu verbringen.

In Berlin war ich Gast der Historischen Kommission, deren Vorsitzenden und Mitarbeitern, Herrn Prof. Dr. Otto Büsch und Herrn Dr. Dr. Wolfgang Treue, Frau Professor Dr. Stefi Jersch-Wenzel, Herrn Dr. Jürgen Schmädke, Frau Marga Sabeck, Frau Monika Koch und Frau Sigrid Kleinschmidt, ich für Rat und Tat herzlich danken möchte. Das gleiche gilt für den Leiter und die Mitarbeiter der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg, Herrn Professor Dr. Werner Jochmann, Frau Dr. Ursula Büttner, Herrn Dr. Werner Johe, Frau Roch, Frau Trappe, Frau Vérino und Frau Voß. Sie haben die vorliegende Arbeit in allen Phasen ihrer Entstehung entscheidend gefördert. Insbesondere bin ich Herrn Jochmann und Frau Büttner, von denen die Anregung zu der Studie ausging, für die intensive Auseinandersetzung mit dem Projekt, für Vorschläge, Ermutigung und Kritik und vor allem für die eindringende, über die üblichen redaktionellen Aufgaben hinausgehende Betreuung des Manuskripts zu Dank verpflichtet.

Darüber hinaus habe ich den Mitarbeitern der Archive zu danken, deren Bestände ich außer den Sammlungen der Historischen Kommission und der Forschungsstelle benutzen konnte: den Damen und Herren des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem und des Leo Baeck-Instituts in New York, wo mir insbesondere Frau Dr. Sybil Milton mit ihrem kompetenten Rat zur Seite stand. Für einschlägiges Material, wichtige Anregungen, Hinweise, schriftliche und mündli-

che Auskünfte schulde ich ferner Dank: Herrn Dr. Ernst G. Lowenthal, Berlin, Herrn Thomas Jersch, Berlin, Herrn Dr. Harvey P. Newton und Herrn Ernst Cramer, Berlin. Schließlich möchte ich noch Frau Uta Drews, Berlin, sehr herzlich dafür danken, daß sie den einleitenden Text stilistisch überarbeitet und gleichzeitig inhaltlich kritisch durchgesehen hat.

Selbstverständlich trage ich für eventuelle Fehler, irrige Interpretationen und sonstige Schwächen allein die Verantwortung.

Die Studie ist den Groß-Breesenern gewidmet, den lebenden und den toten.

1. Zur Lage der jüdischen Jugend

Unterschiedliche Lebensumstände zu Beginn der Verfolgung

Der 30. Januar 1933, der Tag, an dem Reichspräsident von Hindenburg den Führer der NSDAP, Adolf Hitler, beauftragte, eine «nationale» Regierung zu bilden, wurde für die Juden in Deutschland – und später auch außerhalb Deutschlands – von schicksalhafter Bedeutung. Das erkannten damals aber nur die wenigsten, und selbst die pessimistischsten unter den Juden konnten das Ausmaß der sich anbahnenden Katastrophe nicht voraussehen. Am unmittelbarsten wirkten sich die nationalsozialistische «Machtergreifung» und in ihrer Folge die bald einsetzenden judenfeindlichen Maßnahmen auf die jüdische Jugend aus. Während die schon im Beruf stehende Generation von der Judengesetzgebung, die am 7. April 1933 mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums begann, anfangs nur teilweise betroffen war und diejenigen, die sich in Handel und Gewerbe ihren Lebensunterhalt verdienten – und das tat die Mehrzahl der deutschen Juden –, vorerst weiter ihren Geschäften nachgehen konnten,¹⁾ wurden Schulung und berufliche Ausbildung der jüdischen Jugend schon bald in allen Bereichen eingeengt. Das geschah sowohl durch offizielle Maßnahmen als auch durch den zunehmenden, von Partei und Regierung systematisch geschürten Antisemitismus in den staatlichen Schulen, in Lehrstätten und Betrieben. So wurden die Aussichten junger jüdischer Menschen auf ein normales Leben in Deutschland Schritt für Schritt zunichte gemacht.

Diese Entwicklung vollzog sich jedoch weder gleichmäßig noch schlagartig. Überhaupt war die gesamte nationalsozialistische Judenpolitik bis Ende 1938, und teilweise sogar über diesen Zeitpunkt hinaus, sehr unsystematisch, selektiv und willkürlich.²⁾ Das lag zum Teil an den Rivalitäten zwischen Staat und Partei oder auch zwischen einzelnen Behörden, Parteidienststellen usw., hing aber auch damit zusammen, daß man während der

ersten sechs Jahre des Dritten Reiches die deutsche Wirtschaft und vor allem den Außenhandel nicht durch eine abrupte Ausschaltung der jüdischen Geschäftsleute gefährden wollte. Schließlich gab es bei den führenden Stellen des Staates und der Partei keine einheitliche und vor allem keine klare Vorstellung davon, wie man im einzelnen die sogenannte Lösung der Judenfrage durchführen solle. Einigkeit bestand lediglich in dem Punkt, daß man die Juden sobald wie möglich «loswerden» wollte, indem man sie durch wachsenden Druck zur Auswanderung drängte. So kam es einerseits allmählich zu einer Häufung antijüdischer Gesetze und Verordnungen, durch die nach und nach die Rechte der jüdischen Bürger immer stärker beschnitten und ihre beruflichen Betätigungsmöglichkeiten immer weiter eingeschränkt wurden, andererseits zu wiederholten, zum Teil von Parteikreisen organisierten antijüdischen Demonstrationen, die oft von Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte oder Einzelpersonen begleitet waren. Da aber Gesetzgebung und Straßenkrawalle oft unkoordiniert und ohne inneren Zusammenhang erschienen, zumal «Einzelaktionen» offiziell untersagt waren und mit Ausnahme des Boykott-Tages am 1. April 1933 bis zur «Kristallnacht» am 9. November 1938 nur sporadisch und lokal auftraten,³⁾ hielt sich bei vielen Juden noch lange die Illusion, daß die Lage vielleicht doch nicht hoffnungslos sei oder sich zumindest nicht verschlechtern werde, so daß man als Erwachsener eben ausharren müsse. Die Jugend allerdings werde nicht bleiben können und solle auswandern. Aber auch diese Erkenntnis setzte überwiegend erst nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze im September 1935 ein, und bei manchen sogar erst nach der «Kristallnacht».

Gewiß, es war eine Illusion: In den ersten Jahren des Dritten Reiches aber konnten sie nur die wenigsten durchschauen. Wenn heute jüdische wie nichtjüdische Historiker häufig die «Blindheit» der Menschen von damals verurteilen, ihnen also indirekt vorwerfen, die Gaskammern von Auschwitz oder Treblinka nicht vorausgesehen zu haben, so läßt sich daraus nur schließen,

daß sie sich eine falsche Vorstellung von der Situation in jener Zeit machen.

Abgesehen davon, daß die meisten deutschen Juden in ihrem Vaterland fest verwurzelt waren, daß dies ihre Erziehung, ihre kulturelle Tradition, ihre Sprache und ihr ganzes Denken und Empfinden geprägt hatte und ihnen daher der Entschluß zum Verlassen der Heimat außerordentlich schwerfiel, kam noch hinzu, daß eine Einwanderung in andere Länder in den dreißiger Jahren keineswegs einfach war. Die Welt stand im Zeichen der großen Depression, der gewaltigen Arbeitslosigkeit, und welches Land begrüßt schon die Einwanderung von Menschen, die dem Staat womöglich zur Last fallen könnten? Daß zu dieser Zeit in den meisten Ländern starke antisemitische Strömungen auftraten, war ein weiteres Hindernis für eine jüdische Massenauswanderung. So blieb den Juden nur die Wahl, sich entweder mit Hitlers Regierung und der durch ihre Politik veränderten Lage abzufinden, sich anzupassen, sich zurückzuhalten und einzuschränken, oder aber das Trauma des Abbruchs aller Beziehungen und die Angst vor der Fremde, dem Unbekannten, dem Neubeginn unter zumeist sehr schwierigen Umständen auf sich zu nehmen.

Die allmähliche Ausschaltung der Juden aus dem Leben der Nation, die «schleichende Judenverfolgung»,⁴⁾ wirkte sich besonders nachhaltig auf die junge Generation aus, die von der nationalsozialistischen Judenpolitik in vielem anders betroffen wurde als ihre Eltern und Großeltern. Auch sie bekam die anti-jüdischen Maßnahmen in unterschiedlicher Weise zu spüren. Zunächst einmal kam es sehr darauf an, wo ein junger Jude wohnte. In einer Großstadt wie Berlin, Hamburg, Köln, Breslau, Frankfurt am Main oder München bot ihm die Anonymität dieser Städte, zumindest während der ersten sechs Jahre des Regimes, bis zu einem gewissen Grade Schutz. Hinzu kamen dort das Gefühl des Geborgenseins in einer großen jüdischen Gemeinde und, besonders in Berlin, Hamburg und Köln, der Eindruck, daß die nichtjüdische Bevölkerung, zumal die Arbeiter-

schaft, den Nationalsozialisten relativ wenig Begeisterung entgegenbrachte. Freilich gab es auch dabei Unterschiede. In Nürnberg zum Beispiel, wo der Herausgeber des antisemitisch-pornographischen Hetzblattes «Der Stürmer», der «Frankenführer» Julius Streicher, als Gauleiter seines Amtes waltete, schützten weder die städtische Anonymität noch die Größe der dortigen jüdischen Gemeinde vor den von höherer Stelle aus ermutigten Übergriffen antisemitischer Rabauken, besonders während des alljährlich stattfindenden Parteitags.⁵⁾ Sehr viel schwieriger als in den großen Städten gestaltete sich das Leben für Juden nach dem 30. Januar 1933 in kleineren Orten und Dörfern. Dort kannte sie jeder Mitbewohner, da gab es keinen Rückhalt in einer großen jüdischen Gemeinde. So waren sie dem in der Provinz schon seit Jahrzehnten sehr ausgeprägten Antisemitismus schutzlos ausgeliefert. Das führte im Laufe der nächsten Jahre zu einer Abwanderung in die größeren Städte, vor allem nach Berlin, aber auch, wann immer möglich, zu einer starken Auswanderung.⁶⁾

Neben dem Wohnort gab es aber noch andere Faktoren, die dazu führten, daß sich die Judenpolitik unterschiedlich stark auswirkte. Kinder aus assimilierten Familien – und das war bis 1933 die große Mehrzahl – standen dem Umstand, daß sie Juden waren, zumindest bis zu den Nürnberger Gesetzen vom September 1935 anders gegenüber als solche, die aus einem zionistischen oder betont religiösen Elternhaus kamen. Der Idealismus der Zionisten, aber auch die traditionsgebundenen Riten der religiösen Juden boten denen, die sich dazu bekannten, in schweren Zeiten einen starken Halt. Da hatten es Kinder aus assimilierten Familien schwerer, besonders dann, wenn die Beziehung zur Religion im Elternhaus entweder nur formal war oder ganz fehlte. Wie ihre Eltern fühlten sich die meisten dieser Jugendlichen als deutsche Patrioten, und die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion, für sie sowieso «Privatsache», rangierte erst an zweiter Stelle. Nun beraubten die Nationalsozialisten sie systematisch ihres Deutschtums. Dennoch fiel es ihnen gewöhn-

lich sehr viel schwerer als ihren zionistischen oder orthodoxen Altersgenossen, sich mit dem Gedanken der Auswanderung zu befassen, zumal wenn ihre Eltern, was oft der Fall war, über Jahre hinweg hofften, Hitlers Staat würde sich auf die Dauer nicht halten, und daher weder ihre eigene Auswanderung betrieben noch ihre Kinder dazu drängten.⁷⁾

Abgesehen von den unterschiedlichen Einstellungen zum Zionismus, zur Religiosität und zum Deutschtum war es auch von Bedeutung, ob man aus einem wohlhabenden, zumeist auch geistig aufgeschlossenen Elternhaus kam oder aus einem ärmeren. Jugendlichen aus wohlhabenden Familien, deren Eltern sich zur Emigration entschlossen hatten, fiel es fast immer leichter auszuwandern. Ihre Väter waren zumeist Geschäftsleute, Rechtsanwälte oder Ärzte, die es dank ihrer Fähigkeiten beruflich zu etwas gebracht hatten und die nun diese Fähigkeiten, ihr Geld und ihre Beziehungen zielbewußt für ihre Auswanderung oder zumindest die ihrer Kinder einzusetzen wußten. Je länger die nationalsozialistische Herrschaft dauerte, reagierten wohlhabende Juden häufiger auf den anwachsenden Antisemitismus mit Auswanderung als die weniger bemittelten, die sich verängstigt zurückzogen und erst einmal abwarteten.⁸⁾ Es fehlte letzteren oft auch an Beziehungen geschäftlicher wie familiärer Art zum Ausland, ganz abgesehen von dem Mangel an finanziellen Mitteln zur Erlangung von Visen (die man, speziell von lateinamerikanischen Staaten, anfangs gelegentlich noch gegen eine entsprechende «Gebühr» erstehen konnte) oder für Schiffskarten. Nur wenn man mit der zionistischen Jugendbewegung auf Hachschara und danach auf Alija ging,⁹⁾ also nach Palästina auswanderte, spielten die Vermögensverhältnisse der Eltern kaum eine Rolle. Besonders aus Osteuropa eingewanderte Juden, die vielfach unter ärmlichsten Verhältnissen in den heruntergekommenen Vierteln der Großstädte lebten und von 1933 an sofort oft auch physisch unter dem braunen Terror zu leiden hatten, gingen mit zionistischer Hilfe nach Palästina. Im Gegensatz zu den wohlhabenderen assimilierten Juden ließen sie allerdings auch

nicht viel zurück, weder irdische Güter noch Erinnerungen an die einst so schöne Heimat, da Deutschland den wenigsten Ostjuden je eine Heimat gewesen war.

Wichtig war ferner, ob man mit 14 Jahren, nach Abschluß der Pflichtschulzeit, noch weiter zur Schule ging oder ob man in eine Lehre kam. Im letzteren Fall kam es sehr darauf an, ob man einen handwerklichen oder landwirtschaftlichen Beruf erlernte oder sich zum Kaufmann ausbilden ließ. Die kaufmännische Lehre bot in den dreißiger Jahren keine guten Auswanderungschancen, da alle Länder unter der schweren wirtschaftlichen Depression litten und selbst mehr Arbeitskräfte in kaufmännischen Berufen hatten, als benötigt wurden. Oft fiel jedoch die Entscheidung zwischen Schule oder Lehre zugunsten der weiterführenden Schulbildung aus, wobei meistens die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung der Eltern den Ausschlag gab. Selten wurde berücksichtigt, daß ein Abitur im allgemeinen weniger gute Auswanderungschancen bot als der Gesellenbrief eines Handwerkers.

Schließlich hing die Freiheit, mit der man sich als Jude jeden Alters im Dritten Reich in der Öffentlichkeit, im Betrieb und in der Schule bewegen konnte, zum Teil davon ab, ob man «jüdisch aussah», ob man einen jüdisch klingenden Namen hatte oder nicht. Das sogenannte «jüdische Aussehen» erwies sich als dehnbarer Begriff, da sich viele Nichtjuden – und nicht nur solche, die in Gegenden lebten, wo sie Juden noch nie zu Gesicht bekommen hatten – ein falsches Bild von ihnen machten. Diese Deutschen orientierten sich bewußt oder unbewußt an den Karikaturen in den nationalsozialistischen antisemitischen Hetzblättern, die auf den größten Teil der unter ihnen lebenden Juden nicht zutrafen. So nur ist es zu verstehen, daß junge Menschen wie Joel König, Inge Deutschkron, Valentin Senger und andere sich als «Arier» ausgeben und mit falschen Papieren illegal den Völkermord überleben konnten. Aber auch unter denen, die den Mitschülern oder Mitarbeitern als Juden bekannt waren, hatten es im allgemeinen diejenigen, die nicht pronon-

ciert «jüdisch» aussahen, leichter, Anpöbeleien oder gar Schlimmeres zu vermeiden. Das gleiche galt für den Namen: Wer etwa Lewinsohn oder Cohn hieß, war damit gewissermaßen als Jude «abgestempelt».

Schulerfahrungen und -probleme

Wenn wir uns nun den Problemen zuwenden, mit denen sich die jüdische Jugend insgesamt durch die nationalsozialistische Judenpolitik konfrontiert sah, so muß hier vorausgeschickt werden, daß es bei diesem kurzen Abriss nur darum geht, der heutigen Generation einen Einblick zu vermitteln.

Mit jüdischer Jugend sind vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, diejenigen gemeint, die zwischen 1915 und 1925 geboren wurden, die Ereignisse und Folgen der nationalsozialistischen «Machtergreifung» also schon bewußt miterlebten. Zahlenmäßig sah das etwa folgendermaßen aus: Nach der Volkszählung von Mitte 1933 gab es in Deutschland 499 682 Glaubensjuden. Diese Zahl ging bis 1937 schätzungsweise auf ca. 350 000, bis Ende 1938 auf 297 000 zurück.¹⁰⁾ 1933 schätzte die Reichsvertretung der deutschen Juden die Zahl der schulpflichtigen jüdischen Kinder, also der Jahrgänge 1919 bis 1927, auf ca. 60 000.¹¹⁾ Da die Schulpflicht mit 14 Jahren ihr Ende erreichte, schließt diese Zahl diejenigen Jugendlichen nicht ein, die eine höhere Schule besuchten. Gleichfalls fehlt die Zahl derer, die im April 1933 die Schulbildung abgeschlossen hatten und als Lehrlinge in kaufmännische oder handwerkliche Betriebe eintraten. 1937 schätzte ein Sachbearbeiter des Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände, daß Anfang des Jahres noch 85 000 jüdische Jugendliche im Alter von 10 bis 30 Jahren in Deutschland lebten.¹²⁾ Da, wie zumindest für Württemberg nachgewiesen ist, die Hälfte der jungen Juden der Jahrgänge 1915 bis 1920 schon in den Jahren 1933, 1934 und 1935 und etwa ein weiteres Viertel

1936 und 1937 auswanderten, darf man annehmen, daß der größte Teil dieser 85 000 Jugendlichen den jüngeren Jahrgängen, also den ab 1921 geborenen, angehörte.¹³⁾

Unter normalen Umständen konnten Jugendliche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in den meisten Industrienationen damit rechnen, eine geregelte Schulbildung und eine berufliche Ausbildung zu erhalten. Das war auch seit fast einhundert Jahren der Erziehungsweg gewesen, den Kinder jüdischer deutscher Bürger eingeschlagen hatten. Mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler und der darauf folgenden Entwicklung zur nationalsozialistischen Diktatur wurde dieses seit Generationen unangefochtene Recht für die jüdische Jugend in Frage gestellt. Schon am 12. Februar 1933 kündete der Reichskommissar für das preußische Ministerium für Wissenschaft und Unterricht, Bernhard Rust, in einer Wahlrede an, «daß er alles das, was an die deutschen Schulen nicht hingehöre und undeutsch sei, abschneiden werde, mit aller Brutalität der Pflicht».¹⁴⁾ Es dauerte dann nur noch etwa zwei Monate, bis am 25. April 1933 durch das Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen und die erste Durchführungsverordnung dazu bestimmt wurde, daß fortan jüdische Schüler und Studenten bei Neuaufnahmen – außer an den Pflichtschulen – keinen höheren Anteil als 1,5 v. H. stellen durften und daß bei den bereits aufgenommenen Schülern und Studenten die Gesamtzahl der jüdischen auf höchstens 5 v. H. reduziert werden mußte. Allerdings wurden die Kinder von Frontkämpfern und Ausländern von diesem Numerus clausus ausgenommen.¹⁵⁾

Dieses vergleichsweise noch «milde» Gesetz stand am Anfang eines Prozesses, durch den der jüdische Nachwuchs von staatlichen Bildungseinrichtungen ausgeschlossen wurde, wobei diejenigen, die das Dritte Reich überlebten, vielfach eine solide Schulbildung einbüßten. Denn obwohl jüdische Schulen eingerichtet wurden, konnten diese vor allem die staatlichen Gymnasien und Oberrealschulen, von wenigen Ausnahmen in den Städ-

ten abgesehen, weder quantitativ noch qualitativ ersetzen. Die Verdrängung geschah jedoch in erster Linie durch psychologischen Druck. Bis zur Anordnung des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. November 1938, derzufolge alle noch auf staatlichen Schulen verbliebenen jüdischen Kinder diese sofort verlassen mußten, erfolgten auf Reichsebene keine weiteren gesetzlichen Regelungen über den Schul- und Hochschulbesuch von Juden. Sie genossen aber in den staatlichen Schulen keineswegs die gleichen Rechte wie ihre nichtjüdischen Mitschüler. Durch die Aufhebung von Schulgeldermäßigungen, das Verbot, Schwimmbäder oder Landschulheime zu besuchen, den Ausschluß von allen Schülerveranstaltungen außerhalb der Schule, die Anordnung, daß in den Schulzeugnissen die Beurteilung des Charakters fortzufallen habe, und andere Bestimmungen wurden junge Juden diskriminiert. Die Schikanen trugen selbstverständlich dazu bei, sie in den Schulen ihre Sonderstellung als «rassisch Minderwertige» fühlen zu lassen, sie zu demütigen und zu isolieren.

Gewiß machten jüdische Schüler damals unterschiedliche Erfahrungen. In den Schulen der Großstädte – obwohl es auch dort erhebliche Unterschiede gab – waren sie im allgemeinen den Verfolgungen durch Lehrer und Schüler weniger stark ausgesetzt als in den Schulen der Kleinstädte und Dörfer. Dennoch war es wohl unleugbar, daß – wie die Reichsvertretung 1934 in einem Bericht zum Ausdruck brachte – «jüdische Kinder und Jugendliche, die in nichtjüdischen Anstalten untergebracht sind, Schaden an ihrer Entwicklung leiden». ¹⁶⁾ Das war, wie so vieles, was damals von jüdischen Organisationen zu Informationszwecken veröffentlicht wurde, sehr euphemistisch ausgedrückt. Von «Verfolgung» konnte man schließlich öffentlich nicht gut reden, aber daß jüdische Kinder durch Lehrer und Mitschüler in eine Außenseiterrolle gedrängt wurden, war keineswegs eine Seltenheit. Positive Schulerfahrungen von Juden waren eher die Ausnahmen, die die Regel bestätigten. ¹⁷⁾

So erinnert sich ein 1926 geborener Jude an seine Schulzeit von

1933 bis 1937 in Lippehne in der Mark Brandenburg: «... in den Jahren zwischen 1933 und 1935 verlor meine Schwester ihre christlichen Freundinnen gänzlich ... niemand wollte neben mir sitzen, niemand wollte mit mir in der Pause spielen.» Obwohl sein Klassenlehrer sehr mutig bei den Mitschülern für ihn eintrat, änderte sich nichts, da nichtjüdische Kinder, selbst wenn sie es gewollt hätten, zumeist nicht wagten, sich mit Juden sehen zu lassen oder gar mit ihnen befreundet zu sein. In den Aufzeichnungen heißt es deshalb weiter: «Für uns Kinder war es eigentlich in den Jahren von 1935 bis 1937 besser als in den ersten Jahren der Naziherrschaft, nur in der Schule wurde es von Jahr zu Jahr schlimmer. Wir hatten uns daran gewöhnt, daß wir nicht-arisches waren und mit keinem arischen Kind spielen durften, deshalb blieben wir unter uns.»¹⁸⁾

Ein anderer, ungenannter Zeuge, der in einer Kleinstadt bei Aachen aufwuchs, beschreibt, wie er in der Schule ein Außenseiter wurde, ein schwarzes Schaf, mit dem keiner spielen wollte außer eben dem einzigen anderen jüdischen Jungen seiner Klasse. Ebenso erging es einem 1921 geborenen Mädchen, das in Wittlich, nahe der luxemburgischen Grenze, lebte. Sie besuchte eine katholische Schule der Ursulinen und war das einzige jüdische Kind in ihrer Klasse. Bevor Hitler zur Macht kam, ging sie gern zur Schule. Aber das gute Verhältnis zu den Mitschülerinnen änderte sich nach 1933. Niemand wollte mit ihr reden; man stieß sie fort, wenn sie dennoch Kontakte suchte. Ein anderes Mädchen aus Worms, ebenfalls 1921 geboren, machte ähnliche Erfahrungen. Ihre Lehrerin nutzte jede Gelegenheit, um vor der Klasse antisemitische Bemerkungen zu machen und die jüdischen Kinder zu schikanieren. Ihre beste Freundin hörte von einem Tag zum andern auf, mit ihr zu verkehren, ja, sie nur zu grüßen.¹⁹⁾

Valentin Senger, Jahrgang 1918, der als «Arier» getarnt mitanhören mußte, wie der Musiklehrer Haßtiraden gegen die Juden hielt, schreibt: «Und ich saß stumm dabei, mußte mir die angeblichen Frevel meiner Leute anhören – und das alles in der sal-

bungsvollen Stimme des Gesanglehrers ... Wie ich dieses Schweigen, dieses Immer-nur-Dulden, dieses Nichtaufbegehren verfluche! Mein ganzes Leben war davon geprägt. Noch heute entschuldige ich mich zwanzigmal am Tag für alles und nichts ... All meine Verlegenheit, Unsicherheit, Unscheinbarkeit, die mir anerzogen wurden, damit die Familie überleben konnte, liegen in diesem Sichentschuldigen.»²⁰⁾

Ähnliche Berichte gibt es aus vielen Städten: aus Danzig, Nürnberg, Frankfurt am Main oder aus Neu-Schwienowitz. Auch ohne tiefgründige psychologische Kenntnisse läßt sich nachempfinden, wie schwer es für junge jüdische Menschen damals war, in Deutschland aufzuwachsen. Sie lebten in einer feindlichen Umwelt, gingen in dieser zur Schule und wurden verhöhnt, angepöbelt, manchmal verprügelt, nur weil sie «anders» waren als die «arischen» Mitschüler. Die Behörden verhinderten diese Diskriminierungen nicht, sondern förderten sie sogar im Sinne der nationalsozialistischen Rassenpolitik.

Ausbau des jüdischen Schulwesens

Um diesem psychologischen oder, wie es damals hieß, seelischen Druck zu begegnen und gleichzeitig für die jungen Juden, die die staatlichen Schulen bereits verlassen hatten, möglichst gleichwertige Unterrichtsmöglichkeiten zu schaffen, bemühte sich die Reichsvertretung der deutschen Juden um die Einrichtung zusätzlicher jüdischer Schulen. Dies war keine leichte Aufgabe. Von den ca. 60000 schulpflichtigen jüdischen Kindern in Deutschland besuchten 1933 ca. 15000 die bestehenden 80 jüdischen Schulen. Davon gingen ca. 10000 in die Volksschulen, 5000 auf die zehn weiterführenden Schulen, von denen nur fünf zur Abnahme des Abiturs berechtigt waren. Bei den übrigen handelte es sich um Real- oder Mittelschulen. Von den rund 70 jüdischen Volksschulen, die 1933 bestanden, hatten nur etwa 20

bis 25 ein den staatlichen Volksschulen vergleichbares Niveau. Es ging also darum, zunächst einmal die Zahl der jüdischen Schulen auf beiden Ebenen zu vergrößern, die bestehenden auszubauen, den Lehrplan der veränderten Situation seit 1933 anzupassen und ihn vor allem zu bereichern. Das erforderte viel Geld. 1933 stellte der Zentralausschuß der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, eine Abteilung der Reichsvertretung, 103 537 RM für diesen Zweck bereit; die einzelnen jüdischen Gemeinden und die Eltern mußten zusätzlich je ein Drittel der Gesamtkosten aufbringen. In den darauffolgenden Jahren stieg die Zahl sowohl der Kinder in jüdischen Schulen als auch der Schulen selbst. Im Dezember 1937 gingen 23 670 Kinder in 167 jüdische Schulen. Gleichzeitig war die Zahl der schulpflichtigen jungen Juden auf ca. 39 000 abgesunken. Das bedeutete, daß inzwischen über 60% der schulpflichtigen jüdischen Kinder eigene Schulen besuchten, während es 1933 nur 25 %, nämlich 15 000 von rund 60 000 gewesen waren.²¹⁾

Die Schwierigkeiten, ein solches Schulsystem unter den gegebenen Umständen aufrechtzuerhalten, stiegen von Jahr zu Jahr. Nicht nur waren qualifizierte Lehrer, die anfangs nach ihrer Entlassung aus den staatlichen Schulen zur Verfügung gestanden hatten, mit der Zeit immer schwerer zu finden, da viele auswanderten, auch die Zahl der zahlungsfähigen Gemeinden und Eltern verminderte sich bis Ende 1938. Dies war ebenfalls eine Folge der Auswanderung, aber auch der Binnenwanderung vom Lande und aus den Kleinstädten in die Großstädte. Hinzu kam, daß die Einkommen von Juden schrumpften und sie von wachsender Arbeitslosigkeit betroffen waren. Dadurch wuchsen die finanziellen Lasten des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau, zumal auch ihm von Jahr zu Jahr immer weniger Mittel zur Verfügung standen. Dennoch gelang es der Reichsvertretung, bis fast zur endgültigen Katastrophe eine – dauernd schwindende – Zahl jüdischer Schulen zu erhalten. Genaue Angaben darüber liegen jedoch für die Zeit nach November 1938 nicht mehr vor.²²⁾

Der Wechsel in diese Schulen war für die jüdischen Kinder oft wie eine Erlösung. «Ich war plötzlich in einer anderen Welt, die ich noch nicht akzeptieren konnte – zu schön, um wahr zu sein», schrieb einer, der 1938 im Alter von 12 Jahren in die Joseph-Lehmann-Schule in Berlin gekommen war.²³⁾ Joel König, der 1937 als Fünfzehnjähriger ebenfalls in Berlin in das Gymnasium der jüdischen Gemeinde «Adass-Isroel» eingeschult wurde und den die dort gestellten Anforderungen anfangs etwas einschüchterten, empfand gleichfalls erleichtert den Gegensatz zu seiner vorigen Schule: «Aber wie unbedeutend waren diese Schwierigkeiten der Fremdsprachen gegenüber dem wohltätigen Wandel, den die jüdische Lehranstalt in mein Leben brachte. Der böse Spuk des Judenhasses war weggefegt. Da gab es keine Führerbilder und kein Sieg Heil mehr, keine unfairen Schlägereien und keine NS-Kampflieder. Befreit durfte ich aufatmen.»²⁴⁾ Selbst Inge Deutschkron, die in ihrem Berliner Lyzeum keine unangenehmen Erfahrungen gemacht hatte und die über die Umschulung in die jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße wegen der dort herrschenden Überfüllung nicht besonders begeistert war, erkannte doch an, daß «die Bemühungen dieser Schule, aber auch anderer jüdischer Schulen, ungeachtet der Ausnahmesituation, in der sie sich befanden, ihre Aufgabe optimal zu lösen . . . , beachtlich» waren. Für sie war der jüdische Sportplatz im Berliner Grunewald die Oase: «Alles Bedrückende, das auf uns auch in der Schule lastete, war dort wie weggeweht.»²⁵⁾

Nun vermittelten die jüdischen Schulen nicht nur Wissen, sondern sie wollten darüber hinaus auch das jüdische Selbstbewußtsein der jungen Menschen stärken. Schon im ersten Arbeitsbericht, den der Zentralausschuß der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau im Dezember 1933 veröffentlichte, hieß es: «Allgemein ist zu sagen, daß die jüdischen Schulen bemüht sind, den Gesamtunterricht jüdischer zu gestalten, um so der heranwachsenden Jugend den seelischen Halt zu vermitteln, den sie für ihr zukünftiges Leben und den Existenzkampf benötigt.»

Um diese Vermittlung jüdischer Werte einheitlich zu gestalten, gab der Erziehungsausschuß der Reichsvertretung im Januar 1934 «Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen» heraus, mit zusätzlichen Erläuterungen des damaligen Studienrats Adolf Leschnitzer.²⁶⁾

Diese Richtlinien spiegeln den Zwiespalt wider, in dem sich ihre Verfasser zu Beginn des zweiten Jahres der Hitlerdiktatur befanden, wenn sie an die Zukunft der Juden und insbesondere der jungen Generation dachten. Zum Teil scheinen sie noch gehofft zu haben, daß junge jüdische Menschen in Deutschland bleiben könnten. Denn wie sonst könnte man sich den ersten Abschnitt erklären, in dem unter der Überschrift «Allgemeine Ziele» von dem «doppelten Urerlebnis» die Rede ist, «das jedes in Deutschland lebende jüdische Kind in sich trägt: dem jüdischen und dem deutschen»? Der Eindruck wird durch den späteren Hinweis bestätigt, daß «all das, was jüdisches Sein und Denken dem deutschen Geiste zu danken hat, wie umgekehrt das, was jüdischer Geist und jüdische Arbeit zum Aufbau der deutschen Kultur beigetragen haben, in seiner Wechselwirkung aufgezeigt werden solle». Allerdings wurde der Passus als Ergänzung der – auch für die jüdischen Schulen verpflichtenden – staatlichen Richtlinien für den Deutschunterricht geschrieben und kann somit als «taktische» Einfügung bewertet werden. Doch wie man die beiden Stellen auch im einzelnen interpretiert, noch scheinen die Verfasser der Richtlinien den Glauben an den Fortbestand der deutsch-jüdischen Symbiose, wenn auch in veränderter Form und unter erschwerten Umständen, nicht verloren zu haben. Dafür spricht auch, daß das Wort «Auswanderung» in den Richtlinien nicht erscheint. Zwar wird im Zusammenhang mit der Aufgabe, ein lebendiges Verständnis «für die Ewigkeitswerte der jüdischen Religion und für das jüdische Leben der Gegenwart» zu erwecken, speziell «das Aufbauwerk in Palästina» genannt, aber ohne daß daran weitere Ausführungen geknüpft werden. Weiter wird, wo von der «notwendigen Berufsumschichtung» die Rede ist, gefordert, eine moderne west-

europäische Fremdsprache und das Neuhebräische zu erlernen. In Erdkunde ist «der Palästina-Kunde ... besondere Beachtung zu schenken». Aber das klingt alles recht verschleiert und fast verschämt. Nur Leschnitzer spricht in seinen Erläuterungen an einer Stelle von «dem wichtigsten jüdischen Auswanderungsziel, nämlich ... Palästina».

Kein Zweifel besteht jedoch, daß das jüdische Element im Unterricht stark betont werden soll. Jüdischer Geist hat die Schule zu durchdringen. Jedes Kind soll «seines Judeseins in gesundem Bewußtsein sicher werden; es soll sich des Namens freuen lernen, mit allem Stolz und aller Entbehrung, die damit verbunden sind.» Deshalb muß «das Jüdische in den Mittelpunkt aller dafür in Betracht kommenden Unterrichtsfächer» gestellt werden, vor allem also in Religion, Hebräisch, biblischer und jüdischer Geschichte. Willensstarke und in sich gefestigte Charaktere will man erziehen, wozu auch körperliche Betätigung, «die Pflege von Turnen und Sport» und «die Pflege manueller Ausbildung» gehören. Zur letzteren kommentiert Leschnitzer: «Wir wollen Menschen erziehen, die den Übergang in Berufe der Handarbeit, wie sie bisher außerhalb des Blickfeldes weiter jüdischer Kreise lagen, nicht lediglich als lastenden Zwang hinnehmen, sondern in dem Gefühl aufwachsen, daß auch dieser Weg zu einer harmonischen Lebensgestaltung führt.» Hier, viel stärker als in den eigentlichen Richtlinien, zeichnet sich die Notwendigkeit der beruflichen Umschichtung ab, wobei offen bleibt, ob die manuelle Ausbildung nur für eine Zukunft im Ausland, vornehmlich in Palästina, oder auch in Deutschland gedacht ist.

Die Unklarheiten, die 1934 über diesen Punkt noch bestanden, wurden eineinhalb Jahre später, am 15. September 1935, durch die Veröffentlichung der Nürnberger Reichsbürger- und Rassenschutzgesetze beseitigt. Von nun an gab es für die Einsichtigen keinen Zweifel mehr, daß zumindest und vor allem die Jugend auswandern und – wegen der enormen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren – zweckmäßig vorbereitet und ausgebildet werden müsse. 1936 schrieb eine Fürsorgerin, daß die

Juden jetzt vor der Aufgabe «der Auswanderung aus Deutschland im weitesten Ausmaß und ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Notwendigkeit» ständen und daß darum «die möglichst frühzeitige Verpflanzung der jungen Generation im Vordergrund aller Pläne stehen muß. Denn die Jugend hat noch die Fähigkeit zur Umstellung und zur Verwurzelung im neuen Boden, ohne die ein Gedeihen nicht möglich ist.»²⁷⁾

Diese Ansicht begann sich in weiten Kreisen der deutschen Juden durchzusetzen. Die Anzeichen dafür, daß gerade die Jugend in Not war, mehrten sich ständig. Jedes Jahr gingen etwa 5000 bis 6000 Jugendliche von den Schulen ab, und es wurde immer schwieriger, Möglichkeiten zur beruflichen Ausbildung für sie zu finden. Der Ausspruch eines jüdischen Predigers aus dieser Zeit war zutreffend: «Unsere Jugend ist nicht arbeitslos, sie ist berufslos.»²⁸⁾ Hinzu kamen die Beschränkungen für jüdische Studenten an den Hochschulen, durch die vielen, die ursprünglich hatten studieren wollen, die akademische Laufbahn verschlossen wurde. Das Ergebnis war die wachsende Demoralisierung einer ganzen Generation junger deutscher Juden, die nach dem 15. September 1935 nicht einmal mehr als volle Staatsbürger galten, sondern nur als Staatsangehörige mit sehr beschränkten Rechten. «Ich war mit dreizehn Jahren erwachsen», erinnerte sich eine 1925 geborene Frau, «und nicht nur ich, sondern alle anderen Kinder in gleichen Umständen. Wir hatten keine Wahl.»²⁹⁾ Ein anderer schrieb über seine Kindheit, er habe mit dreizehn Jahren schon aufmerksam Zeitung gelesen und sich über die Lage der Juden in Deutschland Gedanken gemacht.³⁰⁾

Jüdische Jugendbewegung

Obwohl sich besonders die beruflichen Aussichten der jüdischen Jugendlichen in Deutschland insgesamt von Jahr zu Jahr verschlechterten, wäre es verfehlt anzunehmen, daß sie vom Ja-

nuar 1933 an ständig in Angst lebten, unglücklich waren und die Umwelt gleichsam als Gefangene nur durch die Fenster des elterlichen Heims sahen. Bis November 1938 war es ihnen durchaus möglich, sich verhältnismäßig frei zu bewegen, zu reisen, Theater und Kinos zu besuchen, in Restaurants zu essen und ähnliches mehr, und davon machten viele Gebrauch. Gewiß gab es Einschränkungen. Einige, die aus den unterschiedlichen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der deutschen Juden entstanden, wurden bereits erwähnt, und auch in diesem Bereich waren die Grenzen der «Freiheit» in der Provinz und auf dem flachen Lande enger gezogen als in der Stadt. Aber auch hier gab es Lokale, Schwimmbäder oder Theater und Kinos, bei denen Schilder mit der Aufschrift «Juden unerwünscht» oder «Für Juden verboten» den Zutritt verhinderten. Einen gewissen Ersatz bot der 1933 mit offizieller Billigung gegründete Kulturbund deutscher Juden, der spätere Jüdische Kulturbund, der über die Jahre mehr und mehr Zulauf erhielt.³¹⁾

Viel wichtiger als kulturelle Veranstaltungen war für die Moral der jungen Generation jedoch die jüdische Jugendbewegung. Ihr Einfluß blieb bis zu ihrer Auflösung nach dem Novemberpogrom 1938 beträchtlich. Da es zu weit führen würde, dieses Thema ausführlich zu behandeln, können hier nur einige der wesentlichsten Punkte berührt werden. Wie die deutsche nichtjüdische Jugendbewegung, aus der sie hervorging und die ihr als Vorbild diente, bestand auch die jüdische Jugendbewegung – die zionistische wie die «assimilierte» – aus zahlreichen kleinen und größeren Gruppen und Bündeln. Der erste, «Blau-Weiß, Bund für jüdisches Jugendwandern in Deutschland», wurde schon vor dem Ersten Weltkrieg gegründet. Auch Formen und Inhalte entlehnte man der nichtjüdischen Jugendbewegung: die Fahrten, die Kluft, das Lagerfeuer, die Heimabende und die Lieder. In den zionistischen Verbänden wurden dann im Laufe der Zeit, vor allem unter dem Einfluß Martin Bubers, jüdisches Gedankengut, jüdische Bräuche und Lieder übernommen.³²⁾

Nach 1933 gewann die zionistische Jugendbewegung, wie der

Zionismus überhaupt, zusehends neue Anhänger. Bis Januar 1933 waren der Zionismus und die sich zu ihm bekennenden Jugendgruppen in Deutschland eine zwar intellektuell beachtliche, zahlenmäßig jedoch recht kleine Minderheit geblieben. Mit dem Anbruch des Dritten Reiches wendete sich das Blatt; nun bot die zionistische Bewegung vor allem der Jugend die Aussicht, gegebenenfalls nach Palästina auswandern zu können. Als 1936 der letzte nichtzionistische Bund durch die Geheime Staatspolizei aufgelöst wurde, behaupteten die Zionisten allein das Feld.

Dies war keine zufällige Entwicklung. Schon wenige Monate nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mußten sich alle in Deutschland bestehenden jüdischen Jugendvereine und Bünde, insgesamt 97, bei der Reichsjugendführung anmelden. Am 2. November 1933 bestätigte dann die Reichsjugendführung den bereits 1924 gegründeten Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände «als alleinige verantwortliche Zentralorganisation der jüdischen Jugend» und bestimmte, daß er künftig für alle Verhandlungen, die jüdische Jugendverbände betrafen, zuständig sei.³³⁾ Die Kontrolle über sie übte aber nicht die Reichsjugendführung, sondern die örtliche Polizei- bzw. Gestapodienststelle aus. Schon im Laufe des Sommers und Herbstes 1934 wurden in verschiedenen Teilen Deutschlands die Betätigungsmöglichkeiten der jüdischen Jugendgruppen stark eingeschränkt, Kluftragen und geschlossenes Auftreten, Ausmärsche und gemeinsames Zelten verboten, da, wie es in einem Lagebericht der Gestapo vom Herbst 1934 hieß, die jüdische Jugendbewegung eine «bewußte Provokation der deutschen Öffentlichkeit» darstelle, wohl weil sich «diese Kinder immer noch frech und unverschämt» benähmen. Ein paar Wochen früher hatte dieselbe Gestapodienststelle in Potsdam über das «massenhafte Auftreten der jüdischen Jugend» in der Öffentlichkeit geklagt und dabei der Reichsjugendführung vorgeworfen, sie billige anscheinend die Ansammlung von «jüdischen <Pfadfindern> an den Ufern deutscher Seen», wo sie «durch ihr lautes und anmaßendes Verhalten eine Landplage zu werden im Begriff» seien.³⁴⁾

Es wurde bald deutlich, daß die Gestapo die Bünde der jüdischen Jugendbewegung sehr unterschiedlich beurteilte. Die zionistischen wurden bevorzugt behandelt, da sie zur Auswanderung aufforderten. So berichtete die Gestapo in Frankfurt an der Oder am 30. August 1935, die zionistische Jugend habe in letzter Zeit großen Zuwachs erhalten; daher werde «im Interesse eines Steigens der Auswanderungsziffern die Tätigkeit der Zionisten hier in jeder Weise gefördert». ³⁵⁾ Das ging einher mit der zunehmenden Unterdrückung der Jugendgruppen und Verbände, die sich weiterhin für ein Verbleiben der Juden in Deutschland einsetzten. So wurde einer der beiden großen deutsch-orientierten jüdischen Bünde, «Schwarzes Fähnlein, Jungenschaft», schon im Dezember 1934 durch behördlichen Druck zur Selbstaflösung veranlaßt. Zwei Jahre darauf erlitt «Der Ring, Bund deutsch-jüdischer Jugend», der sich damals allerdings schon «Bund der jüdischen Jugend» nennen mußte, dasselbe Schicksal. ³⁶⁾

Worin bestand die starke Anziehungskraft der zionistischen wie der nichtzionistischen Jugendbewegung im Dritten Reich? Für die Kinder des gebildeten und gehobenen jüdischen Bürgertums hatte die Jugendbewegung schon in der Weimarer Republik ihren Reiz gehabt. Nach 1933 wuchs sie rapide an, vor allem die zionistische. 1932 umfaßte sie etwa 26000 Mitglieder, also etwa 25 % bis 30 % der jüdischen Jugendlichen in Deutschland; 1936 gehörten ihr etwa 50000 junge Juden an, also ca. 60 % der Gesamtzahl. ³⁷⁾ Dieses Anwachsen war kein Zufall, sondern eine unmittelbare Folge der zunehmenden Isolierung der Jungen und Mädchen, die nicht schon 1933 in jüdische Schulen gingen. Jugendliche litten meist schwerer unter der Diskriminierung als die ältere Generation. Diese konnte die Beziehungen zu langjährigen nichtjüdischen Freunden und Bekannten in vielen Fällen aufrechterhalten oder, wenn sie sich lockerten oder auflösten, die Gründe dafür rational erfassen und verarbeiten. Im Gegensatz dazu reagierten viele junge Menschen, besonders mitten im Entwicklungsalter, rein gefühlsmäßig und heftiger als ihre Eltern.

Von ihren früheren Gemeinschaften als Parias ausgestoßen, wurden sie sehr bald für neue Freundeskreise empfänglich und stießen so oft zur Jugendbewegung.

Eine weitere Reaktion auf die neue Situation war die Entdeckung jüdischen Wesens und jüdischer Werte. Zwar wurden junge Menschen, die von Hause aus wenig oder gar nicht in die religiöse Tradition eingeführt worden waren, nun nicht plötzlich gläubige Juden. Das gab es auch, war aber wohl mehr die Ausnahme als die Regel. Doch die Tatsache, daß man sie als Juden diskriminierte, weckte ihr Selbstbewußtsein, zwang sie, die Zugehörigkeit zu diesem Volk und seiner mehr als zweitausendjährigen Geschichte zu akzeptieren, zu einem Volk, das immer wieder verfolgt worden war, aber dennoch seine Existenz bewahrt und durch seine ethnischen Werte und moralischen Forderungen die Welt entscheidend mitgeprägt hatte. So trugen besonders die zionistischen Jugendgruppen dazu bei, den Jungen und Mädchen oft vergessenes oder nie gekanntes jüdisches Wesen und Wissen zu vermitteln und lebendig zu gestalten. Das geschah häufig, ohne daß das Religiöse betont wurde; vielmehr stärkten sie in erster Linie die Fähigkeit, sich bewußt als Jude zu fühlen und sich der jüdischen Gemeinschaft mit Stolz zuzurechnen. Dieses Bewußtsein und das Zusammensein mit gleichaltrigen Schicksalsgefährten gab vielen Jungen und Mädchen den inneren Halt, den ihnen die Eltern oft nicht mehr geben konnten. Auf diese Weise fand eine jährlich wachsende Zahl junger Menschen in der jüdischen Jugendbewegung eine geistige und seelische Heimat und zugleich eine betont jüdische Identität.

Berufliche Vorbereitung der Auswanderung

Eine wesentliche Rolle spielten die Jugendbünde zugleich bei der Vorbereitung der Auswanderung. Als die führenden Repräsentanten der Juden und vor allem die Reichsvertretung nach dem

Erlaß der Nürnberger Gesetze dieser Aufgabe oberste Priorität einräumten und beschlossen, die Ausbildung junger jüdischer Menschen in der Landwirtschaft und im Handwerk gezielt zu fördern, erhielten sie die volle Unterstützung der jüdischen Jugendbewegung, der nichtzionistischen wie der zionistischen.³⁸⁾

Das Ideal vom «einfachen Leben» – um den Titel eines Romans von Ernst Wiechert zu nennen, den wohl die meisten in den Bünden organisierten Jugendlichen der dreißiger Jahre kannten – war in der deutschen Jugendbewegung, ganz gleich, welcher konfessionellen Richtung, tief verwurzelt. Seit ihrer Begründung am Ausgang des letzten Jahrhunderts hatten sich ihre Anhänger der Natur, der deutschen Landschaft, dem Bauerntum zugewandt. Naturverbundenheit und Naturverständnis, Gemeinschaftssinn und Erziehung zum aufrechten, charakterstarken, lebensbejahenden und tüchtigen Menschen, das waren die schon vor dem Ersten Weltkrieg vertretenen Grundsätze und Ziele, die eine rebellische Jugend dem städtischen Spießertum der älteren Generation entgegengestellt hatte. Diese Werte waren trotz unterschiedlicher gedanklicher Positionen in anderen Bereichen auch feste Bestandteile der jüdischen Jugendbewegung geworden. Bei den zionistischen Bünden und Gruppen trat dazu noch die besondere, ideologisch motivierte praktische Aufgabe, junge jüdische Pioniere für den Aufbau von Siedlungen und ein Arbeitsleben in Palästina vorzubereiten. Diese Zielsetzung hatte in der zionistischen Bewegung schon lange vor 1933 bestanden.

Es gab aber auch bereits einige nichtzionistische Ausbildungsstätten für Landwirte, Gärtner und Handwerker, die zur «Berufsneuschichtung» junger, vor allem armer Juden gegründet worden waren. Schon 1893 entstand die Israelitische Erziehungsanstalt Ahlem bei Hannover, die sich dann später Jüdische Gartenbauschule Ahlem nannte und bis zum Sommer 1942 existierte. 1928 wurde das vom Reichsbund für jüdische Siedlung e. V. und von der Jüdischen Landarbeit GmbH angekaufte Gut Groß-Gaglow bei Cottbus in Betrieb genommen, und zwar un-

ter der Ägide des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten. Außerdem bestand seit 1922 das Landwerk Neuendorf bei Fürstenwalde/Brandenburg, das der Ausbildung arbeitsloser Juden diente.³⁹⁾

Damit standen den deutschen Juden 1933, als die Probleme der praktischen Berufsausbildung für die Jugend, der beruflichen Umschichtung der älteren Generation und, mit beidem eng verbunden, die Notwendigkeit einer systematisch betriebenen Auswanderungsplanung an sie herantraten, schon einige geeignete Ausbildungsstätten zur Verfügung. Zunächst freilich lief alles sehr langsam an, weil sich die Juden noch gar nicht darüber im klaren waren, was sie zu erwarten hatten und wie sie reagieren sollten. Im ersten Jahresbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau wurden lediglich die «Möglichkeiten jüdischer Siedlungstätigkeit» erwähnt, wobei offen blieb, ob sie in Deutschland oder im Ausland stattfinden sollte. Die Verfasser wiesen zugleich auf die Notwendigkeit hin, das Gut Groß-Gaglow, das in finanziellen Schwierigkeiten war, zu sanieren, und schlossen mit der im Rückblick etwas merkwürdig anmutenden Feststellung, «die agrarpolitische Gesetzgebung des Deutschen Reiches im vergangenen Jahre (1933) habe mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß für deutsche Juden in absehbarer Zeit sich keine praktische Möglichkeit ergeben wird, landwirtschaftlich auf eigenem Kleinbesitz (sogenannten Bauernhöfen) zu arbeiten».⁴⁰⁾

Wie sich im Laufe der nächsten zwei Jahre herausstellte, bestand für Juden nicht nur keine Möglichkeit, auf eigenem Grund und Boden zu arbeiten, sondern es gab auch immer weniger landwirtschaftliche und handwerkliche Ausbildungsplätze für jüdische Lehrlinge und Praktikanten in nichtjüdischen landwirtschaftlichen Betrieben und Werkstätten. Ende 1935 sprach die Reichsvertretung von der fortlaufenden «Schrumpfung der für Juden zur Verfügung stehenden Ausbildungsstätten in nichtjüdischen Betrieben» und fügte hinzu, daß es auch in jüdischen Betrieben große Schwierigkeiten gebe, da die Innungen und Be-

rufsverbände sich weigerten, jüdische Lehrlinge zu akzeptieren. Da zu erwarten war, daß im April 1936 wiederum 6000 jüdische Kinder aus den Schulen entlassen und die Zahl der Ausbildungssuchenden weiter vergrößern würden, erwog sie nun ernstlich, «den größten Teil der jüdischen Jugend in kollektiven jüdischen Ausbildungsstätten unterzubringen». ⁴¹⁾

Zunächst war es nicht einfach, die behördliche Genehmigung zur Errichtung solcher Ausbildungsstätten zu erlangen. Schon 1933 gab es Schwierigkeiten mit dem Gut Groß-Gaglow, weil Beamte im preußischen Innenministerium befürchteten, die 29 jüdischen Siedler, die sie gerne losgeworden wären, könnten statt dessen weitere nachziehen. Das schien die Gemüter sehr zu beschäftigen; im November 1933 schrieb der zuständige Landrat in Cottbus an das Innenministerium, daß zwar die Gärtnerstellen auf Groß-Gaglow «einwandfrei ..., die übrigen Stellen, insbesondere aber die landwirtschaftlichen Siedlungen, bei der bekannten Abneigung der Juden gegen körperliche Arbeit außerordentlich schlecht bewirtschaftet» würden. Nach seiner Ansicht sei «im Interesse der Ruhe, Ordnung und Sicherheit die Herausnahme der jüdischen Siedler dringend notwendig», da die «arischen» Einwohner Groß-Gaglows sich von ihnen bedroht fühlten, zumal sie jung verheiratet seien und einen «erheblichen Zuwachs durch Geburten» erwarten ließen. Diese Sorgen waren allerdings überflüssig: Am 5. Juli 1935 meldete die Geheime Staatspolizei in Frankfurt an der Oder als Beweis dafür, daß sich der zionistische Gedanke bei der jüdischen Jugend immer mehr durchsetze, der größte Teil der Groß-Gaglower Siedler sei nach Palästina abgereist. ⁴²⁾

Groß-Gaglow war nur das erste Beispiel für die Schwierigkeiten, die in Deutschland der Ausbildung jüdischer Jugendlicher in landwirtschaftlichen Betrieben bereitet wurden. Während der zweiten Hälfte des Jahres 1934 wurde diese Frage grundsätzlich von der Gestapo geprüft, und zwar anscheinend auf Anregung des Preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring. Am 14. September berichtete ihm Reinhard Heydrich, er habe im

Juni 1934 dem Reichsminister des Innern über die Umschulung von Juden zu Landwirten und Handwerkern mitgeteilt, daß die Gestapo gegen die Errichtung von «geschlossenen Lagern» für entsprechende Ausbildungsstätten nichts einzuwenden habe, sofern sie die Auswanderung von Juden, besonders nach Palästina, erleichterten. Keineswegs dürfe aber gestattet werden, daß Juden sich «in Deutschland selbst ein neues Betätigungsfeld in der Landwirtschaft oder im Handwerk» zu verschaffen suchten. Am Ende seines Berichtes wies Heydrich noch darauf hin, daß sich «bis einschließlich April 1934» bereits 2158 Juden – vermutlich überwiegend Jugendliche – in der Umschulung befänden; wegen dieser «Überschwemmung landwirtschaftlicher Gegenden mit Juden» sei in der Bevölkerung «berechtigter Unwillen hervorgerufen» worden. Deshalb bat Heydrich um eine baldige grundsätzliche Regelung des Problems.⁴³⁾

Zu diesem Zweck wurde eine Besprechung im Reichsarbeitsministerium für den 27. November 1934 anberaumt, zu der auch ein Vertreter der Gestapo eingeladen war. Über ihr Ergebnis ist nichts bekannt. Sicher ist jedenfalls, daß man sich schließlich dazu durchrang, jüdische Auswanderungslehrstätten zuzulassen, auch wenn sich die Gestapo immer wieder an solchen Einrichtungen stieß. So berichtete der Referent der Gestapostelle Potsdam im Juli 1935, die Bevölkerung des Kreises Teltow nehme gegen den «Jugendverband der Staatszionisten» auf Gut Neuendorf Stellung, weil die Juden dort «immer selbstbewußter und frecher» aufträten.⁴⁴⁾ Auch die Gründung von Groß-Breesen stieß, wie noch zu zeigen sein wird, zunächst auf Opposition der örtlichen Verwaltungs- und Parteidienststellen. Allerdings dauerte es noch geraume Zeit, bis sich die Behörden über die Zulassung landwirtschaftlicher und handwerklicher Ausbildungsstätten für junge Juden offiziell äußerten. Die prinzipielle Einwilligung erfolgte schließlich im Frühjahr 1936. Die vom Reichsnährstand ausgehende Regelung sah vor, daß «für die landwirtschaftliche Ausbildung von Juden grundsätzlich die Betriebe mit jüdischen Inhabern zur Verfügung» stehen und erst,

wenn diese Möglichkeiten erschöpft seien, auch nichtjüdische Betriebe herangezogen werden sollten. Diese Regelung war ein Erfolg für die Reichsvertretung.⁴⁵⁾

Inzwischen hatte die praktische Vorbereitung auf die Auswanderung für eine stetig wachsende Zahl junger jüdischer Menschen in Deutschland wie im angrenzenden Ausland begonnen. Ende 1935 berichtete die Reichsvertretung über 2587 Jungen und Mädchen, die an einer solchen Ausbildung teilnahmen.⁴⁶⁾ Während die Einzelstellen von Jahr zu Jahr weniger wurden, entstand von 1935 an eine Reihe neuer Lehrbetriebe, die alle der landwirtschaftlichen, handwerklichen oder hauswirtschaftlichen Schulung dienten. Mit wenigen Ausnahmen, so einiger Kleinbetriebe bei Berlin, Hamburg und Frankfurt/Main sowie des 1936 gegründeten Auswandererlehrguts Groß-Breesen in Schlesien, standen sie unter zionistischer Leitung und dienten der Vorbereitung der späteren Ansiedlung in Palästina. Ende 1936 gab es schon dreißig Lehrbetriebe verschiedener Größe und Aufnahmefähigkeit, und 1937 wurden fünf weitere Ausbildungsgüter in Betrieb genommen. Am 30. September 1938 arbeiteten in insgesamt 94 Lehrstätten 5520 jüdische Jugendliche. Ende des Jahres gab es allerdings nur noch 61 Lehrstätten, von denen 20 größere Landwirtschafts- und Gärtnereibetriebe mit insgesamt 1190 Jugendlichen waren. 33 Betriebe waren Opfer des Pogroms am 9./10. November 1938 geworden. Wenig später stellten auch die meisten anderen ihre Tätigkeit ein oder verloren zumindest ihre Eigenschaft als Ausbildungsstätten.⁴⁷⁾

Einrichtung und vor allem Beaufsichtigung der verschiedenen Lehrbetriebe blieben Aufgaben der Reichsvertretung, deren Vorstand auch nach der Neuorganisation im April 1935 überwiegend aus prominenten assimilierten jüdischen Honoratioren bestand. Die Reichsvertretung arbeitete allerdings im Ausbildungs- und Auswanderungsbereich eng mit den Zionisten zusammen, um sich deren langjährige Erfahrungen zunutze zu machen. Bis 1933 war das Verhältnis zwischen Nichtzionisten, auf deren Seite die Mehrzahl der deutschen Juden stand, und Zio-

nisten recht gespannt gewesen. Das änderte sich unter dem Druck der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Spätestens nach Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze im September 1935 wurde die Zusammenarbeit zwischen der Reichsvertretung und der zionistischen Bewegung, einschließlich des Palästinaamtes und des Hechaluz, zusehends enger.

Leistungen der Zionisten bei der Entwicklung der Auswandererlehrstätten

Das Palästinaamt könnte man als das zionistische Hauptquartier in Deutschland bezeichnen; ihm oblag die Ausgabe der begehrten Einwanderungszertifikate nach Palästina, deren Zahl die britische Mandatsregierung festlegte. Der Hechaluz war eine 1917 in Osteuropa gegründete zionistische Organisation mit politisch neutralem Charakter. 1921 dehnte er von der Zentralstelle in Warschau aus seine Tätigkeit auf die ganze Welt aus. Der deutsche Landesverband, der 1923 gegründet wurde, zählte etwa 8000 Mitglieder. Seine Hauptaufgabe sah er darin, vor allem junge jüdische Menschen auf ein Arbeiter- und Siedlungsleben in Palästina vorzubereiten und ihnen die Auswanderung dorthin zu ermöglichen. Obwohl ursprünglich keine Jugendorganisation, nahm er nach 1933 mehr und mehr die Züge einer solchen an. Zusammen mit seiner Parallelorganisation für die orthodoxen Juden, der Brith Chaluzim Datiim oder Bachad, wie sie meist genannt wurde, und in engster Verbindung zum Palästinaamt, organisierte der Hechaluz die Hachschara (Ausbildung) und Alija (Einwanderung in Palästina) der auswanderungsbereiten zionistischen Jugend Deutschlands. Hechaluz und Bachad bildeten so gemeinsam eine Art Dachorganisation für die zionistische Jugendbewegung in Deutschland, widmeten sich aber auch den nicht in Verbänden oder Bündnissen organisierten jungen Juden, die Interesse an der Siedlung in Palästina bekundeten. So

kamen in den verschiedenen Ausbildungsstätten Angehörige der Jugendbewegung mit Jungen und Mädchen zusammen, die nicht bündisch organisiert waren.

Aufgrund der besonderen politischen Verhältnisse seit 1933 in Deutschland schufen die zionistischen Bünde – Schomer Hazair, Werkleute, Makkabi Hazair, um nur die bekanntesten zu nennen – ein zweigleisiges Ausbildungs- und Auswanderungssystem: Jugend-Alija und Mittleren-Hachschara. In gewissem Sinn war die Jugend-Alija die privilegiertere der beiden Formen, da sie die schnellstmögliche Ausreise von Jungen und Mädchen zwischen 15 und 17 Jahren nach Palästina anstrebte, um sie dann dort im Lande auszubilden. Die Auswahl derjenigen, die zur Jugend-Alija kamen, trafen vornehmlich die Bünde, und obwohl sich auch nichtorganisierte Jugendliche zur Alija melden konnten, waren die organisierten – 1936 schon 75% der Jugendlichen in zionistischen Ausbildungsstätten – doch im Vorteil. So kann es nicht überraschen, daß sich die große Mehrheit der jungen Juden, die mit der Jugend-Alija nach Palästina gingen, aus den zionistischen Bündeln rekrutierte. Bis Ende März 1938 waren es 2184, ein Jahr später insgesamt 4635 Jungen und Mädchen.⁴⁸⁾

Die Mittleren-Hachschara war für diejenigen vorgesehen, die aus irgendwelchen Gründen nicht an der Jugend-Alija teilnehmen konnten. Es waren zumeist schulentlassene Kinder zwischen 14 und 16 Jahren, die die Ausbildungsstätten in Deutschland und in den umliegenden Ländern besuchten. Auch hier dominierten die Jugendbünde, denn die von Hechaluz und Bachad in die verschiedenen Schulungslager geschickten Führer gehörten fast ausnahmslos der zionistischen Jugendbewegung an. Im Jahr 1937 belief sich die Zahl der Jugendlichen, die auf diesem Weg eine Ausbildung erhielten, auf ca. 800.⁴⁹⁾

Daß sie nicht größer war, hatte verschiedene Ursachen. Erstens sträubten sich immer noch viele Eltern, ihre Kinder dem «sozialen Abstieg» auszuliefern, denn als solchen sahen sie die Ausbildung in landwirtschaftlichen und handwerklichen Beru-

fen an. Noch Anfang 1938 beklagte Georg Josephthal, der sich dieser Aufgabe mit viel Energie angenommen hatte, daß es während der vergangenen fünf Jahre nicht gelungen sei, «die Juden in Deutschland zu der Erkenntnis zu erziehen, daß die handarbeitenden Berufe keine Degradierung gegenüber dem kaufmännischen und dem akademischen Beruf bedeuten». Zweitens erhielten, wie derselbe Beobachter ein Jahr vorher mitgeteilt hatte, 70 % der Mädchen keine solide berufliche Ausbildung. «Die Eltern behalten ihre Kinder zu Hause, damit sie in der Hauswirtschaft helfen oder verwenden sie sonst als billige Arbeitskräfte und vermitteln ihnen so keine geeignete berufliche Ausbildung.» Drittens eigneten sich etwa 30–40 % aller jüdischen Jugendlichen in Deutschland aus physischen oder psychischen Gründen von vornherein nicht für eine Kollektivausbildung.⁵⁰⁾ Daran wird deutlich, daß die Jugendlichen der zionistisch geleiteten Hachscharastellen und, wie noch zu zeigen sein wird, auch des einzigen größeren nichtzionistischen Auswandererlehrguts, Groß-Breesen, eine Elite, eine Art «Jugendaristokratie», bildeten.

Ausbildungsstätten der Hachschara gab es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Luxemburg, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Litauen, Lettland, Polen, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Italien und England.⁵¹⁾ Sie standen auch jungen deutschen Juden offen. Unglücklicherweise durften sie im allgemeinen nach Abschluß der gewöhnlich zweijährigen Ausbildungszeit nicht im Ausland bleiben, sondern mußten, sofern sie nicht nach Palästina oder Übersee weiterwandern konnten, nach Deutschland zurückkehren. Damit hatte die Auslandshachschara nur begrenzten Wert.

Wie sah nun das Ausbildungswesen der Hachscharagruppen im In- und Ausland in der Praxis aus? Die Reichsvertretung mit den ihr angeschlossenen speziellen Organisationen trug die finanziellen Lasten und regelte die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse, während Hechaluz bzw. Bachad die Aufsicht über die Ausbildung übernahmen. Die in den verschiedenen

Hachscharastellen vorherrschenden Bünde konnten infolgedessen das Leben in ihnen in pädagogischer, kultureller und sozialer Hinsicht bestimmen.⁵²⁾ Diese Konzepte waren von erheblicher Bedeutung, da die Jungen und Mädchen, die «auf Hachschara gingen», oft nur eine unzulängliche Schulbildung besaßen, trotzdem aber sprachlich und geistig auf die künftige Einwanderung nach Palästina vorbereitet werden sollten. Hinzu kam die Erziehung zur kollektiven landwirtschaftlichen Arbeit und zum Gemeinschaftsleben überhaupt, was für die zumeist aus bürgerlichen Familien stammenden, als Individuen erzogenen und in Städten aufgewachsenen Jugendlichen trotz der Zugehörigkeit zur Jugendbewegung eine neue Erfahrung war. Um diese schwierigen Aufgaben zu bewältigen, wurden die Jugendleiter oder Madrichim sorgfältig ausgewählt und die Lehr- und Ausbildungspläne gründlich ausgearbeitet. Prinzipiell war vorgesehen, die körperliche Arbeit bei der Erstausbildung der Jugendlichen auf sechs Stunden täglich zu beschränken, um noch mindestens zwei Stunden Zeit für geistige Arbeit zu lassen. Die Unterrichtsfächer orientierten sich stark und ganz bewußt an der zionistischen Weltanschauung: Hebräisch, Palästinakunde, Zionismus und Judentumskunde standen im Mittelpunkt. Aber es gab auch landwirtschaftlichen und handwerklichen Fachunterricht für die Jungen, hauswirtschaftlichen für die Mädchen, sowie Unterricht in Fächern wie Naturwissenschaften, Rechnen, deutsche Rechtschreibung und Grammatik, um nur einige zu nennen. Im einzelnen gab es Unterschiede im Lehrplan zwischen den verschiedenen Ausbildungsstätten, aber das Rahmenprogramm der Ausbildung wurde überall eingehalten.⁵³⁾

Trotz der im ganzen gesehen erfolgreichen Bemühungen, in Städten aufgewachsene Jugendliche in die Landwirtschaft und Gärtnerei einzuweisen, trotz der Intensität, mit der sie an den Zionismus herangeführt wurden, war es nicht immer einfach, alle, die auf Hachschara gingen, für das ihnen zugedachte Arbeiter- und Kibbuzleben in Erez Israel zu begeistern. Einer, der das Dritte Reich in Deutschland überlebte, schilderte später seine

Schwierigkeiten bei seinem allerdings sehr kurzen Aufenthalt im Vorbereitungslager Schniebinchen Anfang 1940: «Ich war sehr unglücklich dort. Alle anderen waren älter als ich, außerdem war ich körperlich und auch geistig meinem Alter entsprechend nicht so entwickelt, wie man es bei einem 13jährigen Jungen erwartet hätte ... Es herrschte dort ein Leben wie beim Militär, an das ich nicht gewöhnt und auf das ich nicht vorbereitet war. An bestimmten Tagen sollte Wäsche gewechselt ... werden. Das Bett mußte man sich natürlich selber machen, aber auch selbst beziehen. Ich war fast drei Monate dort und habe mein Bett nie frisch bezogen. Auch meine Unterwäsche habe ich nie zum Waschen gegeben.»⁵⁴⁾

Auch Joel König hatte manches auszusetzen, als er, wenn auch unter viel schwierigeren Bedingungen als vor Ausbruch des Krieges, von Dezember 1939 bis Mai 1942 auf «Kibbutz Hachshara» in Steckelsdorf war. So beanstandete er das «unschöne Zionistentdeutsch», dessen man sich dort als «Sondersprache» bediente: «Es konnte vorkommen, daß der Jugendleiter bei Tisch bekanntmachte: Chawerim, ich habe vom Merkas Nachricht bekommen, daß in Berlin ein Iwrith-Fortbildungskurs für Madrichim organisiert wird. (Kameraden, ich habe von der Zentrale Nachricht bekommen, daß in Berlin ein hebräischer Fortbildungskurs für Jugendleiter eingerichtet wird.)» Nicht weniger befremdlich fand er die «Lieder und Tänze aus Erez Israel, die zum zionistischen Ritus» gehörten. Nach einigen Monaten engen Zusammenlebens empfand er das durch die Umstände erzwungene Fehlen jeglichen Privatlebens als bedrückend und sprach von einem Übermaß an Gemeinschaftlichkeit, von Gruppen- und Cliquenbildung, von einer Zwangsgemeinschaft der kollektiven Lebensform und vom Lagerkoller. Es entging ihm auch nicht, daß viele der Stadtkinder nur deswegen im Hachsharalager Steckelsdorf waren, weil sie oder vielmehr ihre Eltern, keine andere Auswanderungsmöglichkeit sahen und daher alle Hoffnung auf das Palästinaamt in Berlin setzten, das die Einwanderungszertifikate an die «Chaluzim» (Pioniere) verteilte,

die der zuständige Jugendleiter ausgewählt hatte. Trotz seiner Einwände gestand Joel König freilich zu, daß Steckelsdorf auch noch im Krieg «eine friedliche Enklave» war, ein entlegener Zufluchtsort, wo «man weder Polizisten noch SA-Männer zu sehen bekam». ⁵⁵⁾

Dieses Gefühl, auf einer Insel im braunen Meer zu leben, war übrigens nicht auf Steckelsdorf beschränkt. Auch auf dem im Mai 1936 gegründeten nichtzionistischen jüdischen Auswandererlehrgut Groß-Breesen und – sogar nach 1941 – auf dem Hachschara-Kibbuz Gut Neuendorf war man sich dessen bewußt. ⁵⁶⁾ Wo sonst in Deutschland hätte es für Juden noch die Möglichkeit gegeben, das Chanukkafest so zu begehen, wie es im Winter 1941 in Steckelsdorf und 1942 in Neuendorf geschah? «Der lang erwartete Festabend ist gekommen. Wir zünden die Chanukka-lichter an und verrichten das Abendgebet. Das Abendessen selbst ist schon ein Fest: Erbsensuppe, gekochter Schellfisch, Kartoffeln – so etwas sehen wir nicht oft auf dem Teller. Die Küche hat es sogar fertiggebracht, für alle ein Stück Apfelgebäck zusammenzuzaubern. Wenige Minuten nach dem Essen sind die Tische weggeräumt, die Veranda wird mit einem Vorhang verhängt: im Eßzimmer schiebt man die Bänke zurecht, und im Nu drängt sich auf den Bänken eine lustig schwatzende Gesellschaft. Da endlich tritt Stille ein. Der Vorhang geht auf. An der Seite vor der Bühne ist ein Tischchen zu sehen. Darauf steht ein aus einer Kiste und bunt bemaltem Papier zusammengestellter Radioapparat. Wiederholt gibt das Radio ein Pausenzeichen von sich, das große Ähnlichkeit mit der traditionellen Chanukka-Melodie hat. «Hier ist der Steckelsdorfer Rundfunk», beginnt der Ansager, «Sie hören jetzt die letzten Neuigkeiten aus dem Landwerk.» ⁵⁷⁾

Die Feier der Neuendorfer, die ein Jahr darauf stattfand, war, der Lage entsprechend, ernster: «In diesem Jahr schien Chanukka mehr denn je ein Fest des Kampfes. Wir bereiteten es sehr sorgfältig vor, das half uns, uns stark auf jüdische Geschichte zu konzentrieren ... Wir stellten ein buntes Bilderbuch zusammen,

das unter dem Titel «Kämpfer» Szenen aus der ganzen jüdischen Geschichte zeigte, in denen sich Juden in irgendeiner Weise gegen ihre Umwelt zum Kampfe stellten. Am Schluß erhob sich spontan der ganze Saal, erstmalig in der Geschichte Neuendorfs, um die Hatikwah (die zionistische Hymne und seit 1948 die Israels) zu singen.»⁵⁸⁾

*Forcierte Verfolgung und Flucht aus Deutschland
nach dem Novemberpogrom 1938*

Zur Zeit, da jenes Chanukkafest auf Steckelsdorf und Neuendorf gefeiert wurde, befand sich die noch verbliebene jüdische Gemeinschaft in Deutschland bereits im Stadium fortgeschrittener Zerstörung. Sie hatte mit der Aktion gegen die Juden am 9./10. November 1938 begonnen, jenem von der Partei- und Staatsführung organisierten Pogrom, das vom Volksmund «Kristallnacht» genannt wurde und unter dieser verharmlosenden Bezeichnung in die Geschichte einging. Äußerer Anlaß war die Ermordung des deutschen Legationsrats vom Rath in Paris durch einen 17 Jahre alten, aus Deutschland geflohenen polnischen Juden, Herschel Grynspan. In der Nacht vom 9. zum 10. November verwüsteten daraufhin Angehörige der NSDAP und der SA jüdische Geschäfte und Wohnungen und zerstörten im ganzen Reich – also auch im erst kürzlich annektierten Österreich – die Synagogen. Die Gestapo verhaftete ca. 30000 jüdische Männer, die in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen eingeliefert und erst wieder entlassen wurden, wenn sie den Nachweis führen konnten, daß sie in kürzester Frist auswandern würden.

Mit dem Novemberpogrom setzte die endgültige Auflösung jeglicher rechtlich anerkannten jüdischen Selbstverwaltung, allen Gemeindelebens, kurz, jeder bis dahin noch bestehenden Autonomie als Religionsgemeinschaft ein. Die ersten Maßnah-

men waren die Verordnungen vom 12. November 1938 über die «Sühneleistung» von einer Milliarde Reichsmark, die Deutschlands Juden als Gemeinschaft wegen der Ermordung vom Rath zahlen mußten, und über die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben. Nach knapp anderthalb Jahrhunderten Emanzipation wurden die deutschen Juden über Nacht vor die Wahl gestellt, entweder das Land zu verlassen oder völlig verarmt und entrechtet in einer ihnen feindlich gesinnten Umgebung – ihrer einstigen Heimat – ihr Schicksal zu erwarten. Im letzten Arbeitsbericht der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, die im Juli 1939 offiziell zur Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und damit praktisch zur Befehlsempfängerin der Gestapo degradiert wurde, war die Lage mit lakonischer Kürze zusammengefaßt: «Die jüdischen Gemeinden in Deutschland sollen künftig als Zweigstellen der Reichsvereinigung fungieren. Auf diese Weise wurde eine Solidarhaftung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland für das Endstadium ihrer Liquidation statuiert ... Dieser organisatorischen Regelung stand gegenüber die nunmehr völlige Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschafts- und kulturellen Leben, die Erhebung ihrer Sühneabgabe in Höhe von 20% des jüdischen Vermögens bis zum Betrag von einer Milliarde, weitgehende Beschränkungen über die Verwendungen des jüdischen Vermögens ..., Ausschluß der jüdischen Kinder aus den öffentlichen Schulen, Aufbringung der Mittel für die Fürsorge in erster Linie durch die jüdische Wohlfahrtspflege selbst und erst ersatzweise durch die öffentliche Fürsorge. Die Juden in Deutschland sind nunmehr ganz auf sich selbst gestellt und müssen aus eigener Kraft versuchen, so vielen ihrer Menschen als nur irgendmöglich ist, zur Auswanderung zu verhelfen.»⁵⁹⁾

Auch für die jüdische Jugend wurde es dringender, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Nicht, daß damals irgend jemand die tatsächliche Entwicklung der «Judenfrage» in Deutschland, also die «Endlösung», vorausgesehen hätte. Aber die schon bestehenden und in der Folgezeit hinzukommenden

immer stärkeren Beschränkungen machten die Lage unhaltbar. Allein die Tatsache, daß nun die letzten jüdischen Jungen und Mädchen aus den öffentlichen Schulen ausscheiden mußten und daß es, hauptsächlich wegen stetig abnehmender finanzieller Beiträge seitens der stark zusammengeschmolzenen jüdischen Gemeinden, nicht mehr genügend jüdische Schulen gab, um den Anforderungen gerecht zu werden, war ein zwingender Grund auszuwandern. «Die Frage war nicht, ob wir nach Amerika auswandern würden, sondern wann wir auswandern könnten», erinnerte sich eine Nürnberger Jüdin, die damals 15 Jahre alt war. Ein zu der Zeit siebzehnjähriger Breslauer berichtete später: «Nach der Kristallnacht änderte sich alles. Meine Mutter und mein Großvater kamen nun zu der Erkenntnis, daß sie, wenn irgend möglich, aus Deutschland herausgehen, aber wenigstens uns, meinen Bruder und mich, hinausbringen mußten.»⁶⁰⁾

Obwohl sich die Möglichkeiten zur Auswanderung für Juden keineswegs grundsätzlich verbessert hatten – auch bei der Konferenz von Evian im Juli 1938 war es nicht gelungen, die vertretenen Länder zur verstärkten Aufnahme deutscher Juden zu bewegen –, setzte zwischen der «Kristallnacht» und dem Ausbruch des 2. Weltkrieges eine regelrechte Flucht aus Deutschland ein.⁶¹⁾ Zum Teil war dies möglich, weil einige Nachbarstaaten Deutschlands unter dem Eindruck des Pogroms jüdischen Flüchtlingen, insbesondere Jugendlichen, zumindest für kurze Zeit ihre Grenzen öffneten. Außerdem bemühten sich nun auch die Juden, die bis zum November 1938 noch immer gezögert hatten, mit aller Energie um die Auswanderung. Ende 1938 gab es noch ca. 297 000 Glaubensjuden in Deutschland (ohne Österreich). Bei Kriegsausbruch im September 1939 waren es noch 185 100. Im Verlauf von sechs Jahren, von Anfang 1933, als es in Deutschland noch ca. 525 000 Juden gab, bis Ende 1938 wanderten rund 228 000 Juden aus: In den zehn Monaten, von November 1938 bis Anfang September 1939, waren es noch einmal 112 000. Das war die Reaktion auf den Schock, den die «Kristallnacht» unter den deutschen Juden ausgelöst hatte.⁶²⁾

Über die Auswanderung jüdischer Jugendlicher liegen nur Schätzungen vor. In den statistischen Aufstellungen werden außerdem unterschiedliche Altersgruppen erfaßt. Die folgenden Zahlen beruhen auf den Angaben von Adler-Rudel.⁶³⁾ Danach lebten im Juni 1933 116961 jüdische Jugendliche im Alter von 6 bis 25 Jahren in Deutschland. Im Januar 1938 waren es in dieser Altersgruppe nur noch 67200, im Dezember 1938 in der Altersgruppe von 6 bis 20 Jahren noch 42300. Im September 1939 belief sich die Zahl für die Altersgruppe von 0 bis 24 Jahren auf 24700, am 31. Juli 1941 für die Altersgruppe von 0 bis 18 Jahren auf 20669, von denen aber nicht alle Glaubensjuden waren.

Von den Jugendlichen, die landwirtschaftliche, handwerkliche und hauswirtschaftliche Ausbildungsstätten besucht hatten, wanderten zwischen April 1933 und April 1938 18457 aus. Daneben verließen Jugendliche zwischen 1933 und 1939 (einige wenige sogar noch bis 1941) entweder mit ihren Eltern das Land, oder sie wurden mit besonderen Kindertransporten, die die Reichsvertretung organisierte, ins Ausland gebracht. Zwischen 1933 und Mitte November 1938 wanderten auf diese Weise 1197 Jugendliche aus. Zwischen März und Ende Juni 1939 verließen noch einmal 2623 Kinder im Alter bis zu 15 Jahren mit Kindertransporten das Land, weitere 1700 mit ihren Eltern oder auf andere Weise.⁶⁴⁾

Zahlen können kein Bild von dem geben, was sich jahrelang auf deutschen Bahnhöfen und an den Molen der Überseehäfen abspielte: «Aus den Fenstern der Abteile lehnten junge Menschen, die offenbar auf dem Weg nach Palästina waren. Auf dem Bahnsteig standen ihre Mütter und Väter. Die schmerzliche Verzweiflung des Abschieds, die sich in den Gesichtern dieser Menschen spiegelte, war so ergreifend und beeindruckend, daß ich diese Szene nie vergessen habe.»⁶⁵⁾ Eine Frau erinnerte sich 1978: «Am 3. Mai 1939 schickte man mich mit einem Kindertransport nach Schottland ... Meine Eltern brachten mich, ihre 16jährige einzige Tochter, zum Bahnhof in Nürnberg. Das Warten auf den Zug, der Abschied, der nicht zu verscheuchende Ge-

danke, daß ich sie nimmer wiedersehen würde, diese ersten Minuten im Zug ...»⁶⁶⁾ Hier bricht die Erinnerung ab, wohl weil sie zu schmerzhaft wurde. War aber erst einmal der meist furchtbare Abschied überstanden, dann überwog das Gefühl der Freiheit und vor allem der Geborgenheit. Das vertraute ein 19jähriges Mädchen, das aus Worms stammte, 1940 mit den Eltern nach Heidelberg übersiedelte und von dort im Oktober 1940, im Verlauf der Badener Massendeportation, in das französische Lager Gurs kam, am 17. Mai 1941 ihrem Tagebuch an: «Lieber Gott ich danke Dir, daß Du uns gut aus dem Hexenkessel herausgeführt hast. Ja, wir sind wirklich in Lissabon. Ganz wirklich, es ist kein Traum. Wir sind frei!! Wir sind im Schlaraffenland! Endlich, endlich haben wir es geschafft! ... Jetzt kann ich schreiben, wie ich will, ohne Angst haben zu müssen, es könnte kontrolliert werden.»⁶⁷⁾

Wie viele zu diesen Glücklichen gehörten, die die Freiheit erreichten, wird sich niemals genau feststellen lassen. Akzeptiert man die Schätzung, daß am 31. Juli 1941 noch 20669 jüdische Kinder im Alter von 0 bis 18 Jahren und 35748 Juden im Alter von 18 bis 45 Jahren in Deutschland (Altreich) lebten und daß in der letzteren Gruppe schätzungsweise 5000 zwischen 18 und 25 Jahre alt waren, so gab es zwei Monate vor Himmlers Auswanderungsverbot für Juden noch etwa 26000 jüdische Kinder und Jugendliche in Deutschland.⁶⁸⁾

Dabei ließen die Bemühungen, der jüdischen Jugend auch nach Kriegsausbruch noch zur Auswanderung zu verhelfen, nicht nach. Allerdings waren die Grenzen fast aller deutschen Nachbarstaaten seit September 1939 geschlossen. Die legale Einwanderung nach Palästina war als Folge der britischen Mandatspolitik in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre fast völlig unterbrochen und die Emigration nach Übersee, sei es auf den nordamerikanischen Kontinent, sei es nach Lateinamerika, Asien oder Afrika, stand nur relativ wenigen Menschen offen. Eine Ausnahme bildete Shanghai, das bis 1941 für Tausende von deutschen Juden der letzte erreichbare Zufluchtsort blieb.

Bis zuletzt gaben die jüdischen Organisationen die Versuche

zur Einwanderung nach Palästina nicht auf. War sie legal nur noch für eine eng begrenzte Zahl von Menschen möglich, so gab es daneben den illegalen Weg: Alija Beth. Das Palästinaamt und der Hechaluz charterten Schiffe von zumeist undurchsichtiger Nationalität und noch zweifelhafterer Seetüchtigkeit – von der Besatzung ganz zu schweigen –, die gewöhnlich von italienischen, griechischen oder jugoslawischen Häfen aus gegen viel Geld das Risiko übernahmen, jüdische Chaluzim durch die scharfe englische Küstenkontrolle zu schmuggeln und in Erez Israel an Land zu setzen. Bis zum 1. Oktober 1941, also bis zur Auswanderungssperre, wurde diese illegale Einwanderung nach Palästina von der Gestapo unterstützt. Die Zustände auf den überfüllten Schiffen waren furchtbar. Zwischen den Juden und den Seeleuten bestanden zumeist beträchtliche Spannungen, und die Verpflegung war fast immer äußerst schlecht. Nur auf Hachschara abgehärtete, von Idealismus beseelte Menschen konnten eine solche Reise, die durch zahlreiche Verzögerungen gewöhnlich zwei bis drei Monate dauerte, überstehen. Es gelang auf diese Weise einer beträchtlichen Zahl junger Zionisten, mit Alija Beth nach Palästina zu kommen.⁶⁹⁾

Das Ende der Auswandererlehrgüter und die Vernichtung der Juden

Die große Mehrheit derer jedoch, die sich am 1. Oktober 1941 noch in Deutschland befanden, ging dem Untergang entgegen.⁷⁰⁾ Schon Anfang des Jahres war das Palästinaamt, das bis zu diesem Zeitpunkt die Auswanderung organisiert hatte, aufgelöst und sein Personal der Reichsvereinigung angeschlossen worden. Im März wurden die deutschen Juden zum «obligatorischen Arbeitseinsatz», also zur Zwangsarbeit, verpflichtet, im Herbst erging die endgültige Verordnung darüber.⁷¹⁾ Mitte des Jahres 1941 folgte das Verbot weiterer Berufsausbildung für Juden, der

Reichsvertretung wurde jede finanzielle Unterstützung von Ausbildungsstätten untersagt. Die meisten der kleineren wurden aufgelöst, ihre Belegschaft in einigen größeren zusammengefaßt. So diente etwa Neuendorf als Auffangbecken für Jungen und Mädchen aus Ahrensdorf, Havelberg, Jessen und Schniebinchen. Auch einige andere Lehrstätten, darunter Steckelsdorf, Ahlem und Groß-Breesen, blieben vorerst bestehen. Sie dienten fortan jedoch nicht mehr der beruflichen Ausbildung, sondern entwickelten sich zusehends zu Zwangsarbeitslagern, deren jüdische Insassen den regionalen Arbeitsämtern unterstanden. Diese entschieden darüber, wie viele Personen auf dem Gut selbst, wie viele mit Außenarbeit in landwirtschaftlichen Großbetrieben oder bei umliegenden Bauern, in Gärtnereien und Baumschulen, beim Bahnbau, Kabellegen oder in Fabriken zu beschäftigen waren. Zwar wurden, wenn irgend möglich, weiterhin Abendkurse abgehalten, aber sie mußten eingeschränkt werden, da zum einen die Arbeitszeit immer stärker verlängert wurde, zum anderen die den Juden zugeteilten Lebensmittelmengen nicht ausreichten, um den schwerarbeitenden, unterernährten Jugendlichen geistige Konzentration abzuverlangen. Hunger und Ermüdung beeinträchtigten die Aufmerksamkeit und machten den Unterricht in schwierigen Fächern wie zum Beispiel Hebräisch fast unmöglich.

Die Maßnahmen zur Vernichtung der Juden folgten einander nun Schlag auf Schlag. Am 31. Juli 1941 erteilte Göring die Anweisung, alle erforderlichen Vorbereitungen «für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa zu treffen». ⁷²⁾ Am 1. September wurde das Tragen des Judensterns angeordnet. ⁷³⁾ Am 23. Oktober veröffentlichte der Chef des Amtes IV (Geheime Staatspolizei) im Reichssicherheitshauptamt, SS-Gruppenführer Heinrich Müller, einen Runderlaß, der den Juden auf Anweisung Himmlers die Auswanderung verbot; am 14. und 24. Oktober erließ der Chef der Ordnungspolizei, SS-Obergruppenführer Kurt Daluge, die Verfügungen zur Deportation der Juden aus dem Großdeutschen Reich nach dem Osten. ⁷⁴⁾

Alle diese Anordnungen wirkten sich auch auf das Leben in den jüdischen Ausbildungsstätten aus. Auf die Einführung des Judensterns reagierten die Jugendlichen noch unterschiedlich. In Neuendorf, so erinnert sich Annelise Ora-Borinski, «haben wir, als wir zum erstenmal unseren gelben Fleck mit Stolz trugen, einen feierlichen Appell gemacht». ⁷⁵⁾ In Steckelsdorf sah man sich nur an und, so erinnert sich Joel König, «zum ersten Male sagten auch die Optimisten nichts». ⁷⁶⁾ Außerhalb der Arbeitslager aber, wo keine Gemeinschaft den einzelnen stützen konnte, wirkte die Einführung des Judensterns zutiefst deprimierend. Insbesondere die Kinder begriffen nicht, warum sie ihn tragen mußten, und standen den Anpöbeleien und Ausschreitungen von Nationalsozialisten völlig hilflos gegenüber.

Das Auswanderungsverbot löste ernste Befürchtungen aus. «Hab ich nicht richtig vorausgesagt, Deutschland wird bald ein einziges Konzentrationslager für alle Juden sein?» rief ein Stekelsdorfer nach Bekanntwerden des Verbots aus und fügte hinzu: «Ich sage euch: Diesen Krieg überleben wir nicht!» ⁷⁷⁾ Die Mitte Oktober 1941 einsetzenden Deportationen lösten dann schon fast eine Panik aus, denn obwohl kein Jude damals wissen konnte, was ihn im Osten erwartete, war man sich nach den Erfahrungen der letzten acht Jahre doch darüber klar, daß es nichts Gutes sein würde. So fragte sich Joel König, und wie er taten es wahrscheinlich viele andere: «Worin bestand eigentlich der Unterschied zwischen ‹Umsiedlung›, ‹Repatriierung› und ‹Deportation›? Oder gab es den Unterschied gar nicht? ... Ämter der jüdischen Gemeinde in Berlin gebrauchten noch ein anderes Wort: ‹Abwanderung›. Aber was bedeuteten alle diese Ausdrücke? Niemand gab uns darauf eine klare Antwort, und so wurden wir es allmählich müde zu fragen. Wenn aber die Nachrichten von neuen Deportationen sich häuften, wenn Menschen aus unserer Mitte weggeholt wurden, dann wurden die Fragen wieder brennend und störten uns aus unserer bleiernen Stumpfheit auf.» ⁷⁸⁾

Ähnlich erging es Inge Deutschkron in Berlin, wenn «die

Listen», die man den zur Deportation ausgewählten Juden zuschickte, damit sie ihren Besitz darauf eintrugen, bei Freunden und Bekannten eintrafen.⁷⁹⁾ Auf Landwerk Neuendorf wurde lange und eindringlich darüber diskutiert, ob Kinder, deren Eltern den – oft kurzfristigen – Termin für die Fahrt in den Tod erhalten hatten, nun auf Neuendorf bei der Gruppe bleiben oder mit den Eltern fahren sollten. Zumeist fiel die Entscheidung zugunsten des Dableibens, da man auch Ende 1941 die Hoffnung nicht aufgeben wollte, schließlich doch noch nach Palästina auswandern zu können. Wenn die Gruppe der «Chawerim» (Kameraden) aber beschloß, in Einzelfällen diesen oder jenen mit den Eltern gehen zu lassen, dann gab es einen feierlichen Abschied: «Unvergeßliche Minuten, jedesmal von neuem wieder erschütternd für alle, die ja mit in diesem Kreis gestanden sind. Alle in Arbeitskleidung, schon mit Mänteln und Jacken, stand man, die Arme um die Schultern des Nachbarn gelegt – ein paar Worte, dann sang man: Be schalom! (Geh' in Frieden) ... Dann ein letztes: Chasak (sei stark), ein letzter Händedruck an jeden einzelnen im Kreis! – Schon mußte man sich eilen, um rechtzeitig zur täglichen Arbeit zu kommen. – Wie grau diese Morgenstunden waren!»⁸⁰⁾

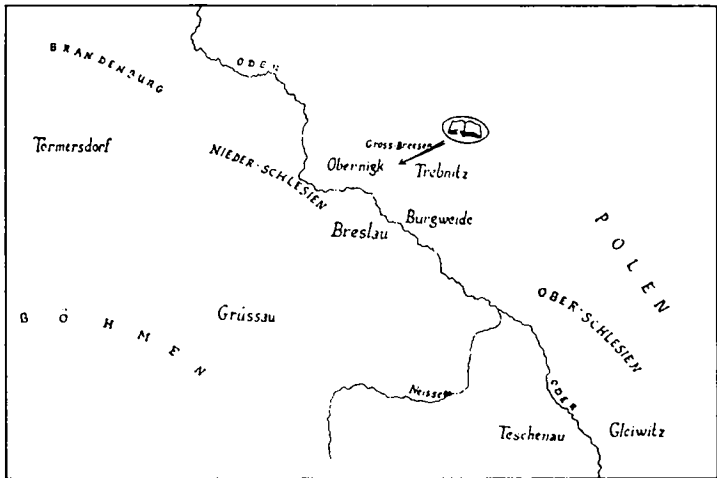
Einzelne Angehörige der jüdischen Jugend beteiligten sich, teils schon seit 1933, teils seit Kriegsbeginn, am aktiven Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft. Ohne näher darauf eingehen zu können, sei nur darauf hingewiesen, daß die meisten jüdischen Widerstandskämpfer, ob sie nun der Gruppe Herbert Baum oder der Weißen Rose angehörten, aus der Jugendbewegung kamen, der nichtzionistischen wie der zionistischen. Fast alle, besonders aber die Gruppe Herbert Baum, sind politisch dem kommunistisch geleiteten Widerstand zuzurechnen. Überlebt haben nur wenige; die meisten wurden 1942/1943 von der Geheimen Staatspolizei verhaftet, abgeurteilt und hingerichtet. Das jüngste Opfer, ein Mädchen aus der Gruppe Baum, war 19 Jahre alt, als es dem Scharfrichter überantwortet wurde.⁸¹⁾

Für diejenigen, die nicht im Widerstand waren, begann das große Sterben wenig später. Immer mehr jüdische Schulen hatten nach Kriegsausbruch ihre Tore schließen müssen. Vom 1. Juli 1942 an untersagte der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung im Einvernehmen mit dem Reichssicherheitshauptamt «jegliche Beschulung jüdischer Kinder durch besoldete oder unbesoldete Lehrkräfte».⁸²⁾ Jüdische Kinder brauchten keine Schulen mehr. Das sprichwörtliche «Ziel der Klasse», die Versetzung in die nächsthöhere, war für jüdische Kinder nach dem Beginn der Deportationen im Herbst 1941 bedeutungslos geworden. Die Vollstrecker des Judenhasses in Deutschland hatten für sie ein anderes Los bestimmt. Es trug verschiedene geographische Namen, war aber ansonsten für alle gleich: die «Endlösung der Judenfrage», der Tod.

Auch die Ausbildungsstätten, schon längst zu Zwangsarbeitslagern degradiert, verschwanden nach und nach. Landwerk Steckelsdorf wurde am 21. Mai 1942 schriftlich von der Gestapo benachrichtigt, daß bis auf 15 noch im Betrieb benötigte jüdische Arbeitskräfte alle übrigen in drei Tagen zur «Umsiedlung» anzutreten hätten. «Auf der Treppe kam mir Rifka Berger entgegen», so schildert Joel König die noch immer hoffnungsvolle Stimmung, «die Jüngste von uns allen. «Soll ich meine Schulzeugnisse mitnehmen?» fragte sie. «Ja, nimm sie auf alle Fälle mit! Sind ja doch nur ein paar Blätter.» Rifka hatte ... kurz vor dem Kriege ... beide Eltern verloren. Ihr einziger Bruder war in Dachau; von dem hatte sie nie mehr gehört.»⁸³⁾

Die Gartenbauschule Ahlem wurde am 30. Juli 1942 geschlossen. Sie diente bis Januar 1944 als Sammelstelle für die Deportationszüge jüdischer Bürger aus den Regierungsbezirken Hannover und Hildesheim. Zu den Deportierten gehörten auch die jüdischen Schüler und Lehrlinge, die zur Zeit der Schließung noch in Ahlem waren.⁸⁴⁾

Aus dem jüdischen Auswandererlehrgut Groß-Breesen verschwanden die letzten «Volljuden» Ende Februar / Anfang März 1943 und nur «Halbjuden» blieben zurück.⁸⁵⁾ Im April wurden



die Umschulungsstätte Paderborn und das Landwerk Neuendorf aufgelöst. Die Neuendorfer Jungen und Mädchen kamen erst zur Gestapo-Sammelstelle Große Hamburger Straße in Berlin, von wo man sie, auf Viehwaggons verladen, nach Auschwitz transportierte. Dem Bericht eines Überlebenden zufolge bedeuteten die auf den Feldern arbeitenden Bauern und Fremdarbeiter den nach Osten fahrenden Juden, indem sie die flache Hand am Halse entlang führten, daß man sie umbringen würde. «Sie glaubten es nicht.»⁸⁶⁾

2. Auswandererlehrgut Groß-Breesen

Der vorangegangene allgemeine Überblick zur Lage der jüdischen Jugend unter der nationalsozialistischen Herrschaft soll nun ergänzt werden durch eine Beschreibung des schon mehrfach erwähnten nichtzionistischen Auswandererlehrguts Groß-Breesen. Mit dieser Fallstudie¹⁾ soll ein Einblick in die Arbeits- und Lebensgemeinschaft auf diesem Gut gegeben werden, auf deren Auflösung sich die abschließende Dokumentation bezieht.

Gründung des Auswandererlehrguts Groß-Breesen

Erst nach Verkündung der Nürnberger Gesetze bemühte sich die Reichsvertretung der deutschen Juden intensiv um die Schaffung von Ausbildungsstätten zur Vorbereitung junger Menschen auf die Auswanderung. Um die Jahreswende 1935/1936 liefen erste Gerüchte um, es sei die Gründung eines nichtzionistischen Auswandererlehrguts geplant. Für die jungen Menschen, die dort ausgebildet werden sollten, sei nicht an eine Auswanderung nach Palästina, sondern in ein anderes Land in Übersee gedacht. Noch bevor sich diese Gerüchte bestätigten, wurde der bloße Gedanke an eine solche Ausbildungsstätte in der zionistischen «Jüdischen Rundschau» scharf angegriffen. «Wo ist das Land, für das diese jungen Menschen ausgebildet werden sollen?» fragte der Verfasser des Artikels. «Wo ist ihre Gemeinschaftsaufgabe, die sie in der Welt zu erfüllen haben werden? Träger welcher Kultur sollen sie sein, wenn sie Deutschland verlassen?» Mit einem solchen Projekt, so urteilte er abschließend, sei «weder den Menschen gedient, um die es sich handelt, noch auch der jüdischen Sache». ²⁾

Zwei Tage nach Erscheinen dieser Polemik beschlossen die Mitglieder der Reichsvertretung unter dem Vorsitz von Rabbi-

ner Dr. Leo Baeck, entgegen allen zionistischen Vorbehalten, ein Auswandererlehrgut für Nichtzionisten zu gründen. Im Anfangsstadium sollten höchstens 125 Jungen und Mädchen dort eine Fachausbildung erhalten, die sich in Theorie und Praxis auf Landwirtschaft, Gartenbau, Handwerk und Hauswirtschaft konzentrierte. Zusätzlich war Unterricht in Fremdsprachen im Lehrplan vorgesehen. Hinzu kam die intensive Pflege der geistigen und kulturellen Tradition, und zwar – im Unterschied zu den zionistischen Lehrstätten – der deutschen wie der jüdischen, und die Bildung des Charakters der zukünftigen Lehrgangsteilnehmer. Die anwesenden Mitglieder der Reichsvertretung wählten auch gleich ein Kuratorium für das künftige Lehrgut. Den Vorsitz erhielt Dr. Julius Seligsohn, Finanzreferent wurde Fritz Schwarzschild.³⁾ Ferner wurde einstimmig beschlossen, Dr. Curt Bondy, einen bekannten Pädagogen, zum Leiter der vorgesehenen Ausbildungsstätte zu berufen.

Curt Bondy, 1894 in Hamburg geboren, entstammte einer altingesessenen, wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie. Im Landschulheim Schloß Bischofsstein, wo er zur Schule ging, trat er zum erstenmal mit einer Gruppe der deutschen Jugendbewegung in Verbindung. 1914 begann er mit dem Medizinstudium, mußte es aber wegen des Krieges abbrechen und wurde an der Westfront drei Jahre lang als Sanitäter eingesetzt. Nach dem Krieg gehörte er zu den Gründern des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes in Hamburg, wo er nun Psychologie, Philosophie und Staatsrecht studierte und bei dem Psychologen William Stern promovierte. Zwei Jahre lang, von 1921 bis 1923, arbeitete er als Hilfswachtmeister in dem auf einer Elbinsel bei Hamburg gelegenen Jugendgefängnis Hanöfersand. Dort versuchte er, einen pädagogisch fortschrittlichen Strafvollzug einzuführen. Der Versuch mißlang, da sich die übrigen Beamten seinen Reformplänen widersetzen. Bondy ging dann nach Göttingen, wo er Pädagogik studierte und sich 1926 habilitierte. Anschließend übernahm er für kurze Zeit eine Stelle als Leiter des Jugendgefängnisses Eisenach, folgte aber bald einem Ruf nach

Göttingen, wo er Honorarprofessor für Sozialpädagogik wurde. 1933 wurde er als Jude entlassen. Zusammen mit Martin Buber arbeitete er danach im Jüdischen Hilfswerk in Frankfurt a. M.

Von dort kam er im Frühjahr 1936 nach Berlin, um als neubesetzter Leiter des künftigen Auswandererlehrguts der Reichsvertretung bei der Suche nach einem geeigneten Domizil und bei der Auswahl der Bewerber zu helfen.⁴⁾ Während der ersten Monate des Jahres 1936 fanden Verhandlungen zwischen der Reichsvertretung und verschiedenen Regierungsstellen, vornehmlich dem Reichsinnenministerium und dem Ministerium für Landwirtschaft, statt. Die prinzipielle Genehmigung, ein als Ausbildungsstätte geeignetes Gut zu pachten, wurde schnell erteilt. Daraufhin veröffentlichte die Geschäftsstelle in der jüdischen Presse einen Aufruf an Jungen und Mädchen im Alter von 15 bis 17 Jahren, sich um Aufnahme in das Lehrgut zu bewerben. Jugendliche im Alter bis 23 Jahre konnten Praktikantenstellen erhalten.⁵⁾ Inzwischen ging die Suche nach einem geeigneten Ort weiter, bis die Reichsvertretung Mitte April den in Schlesien gelegenen Landsitz Groß-Breesen pachtete. Er gehörte einer jüdischen Familie Rohr, deren Mitglieder polnische Staatsangehörige waren. Sie hatte es 1933 vorgezogen, auf ein in Polen gelegenes Gut überzusiedeln, und stellte nun ihren schlesischen Besitz der Reichsvertretung kostenlos zur Verfügung.⁶⁾

Groß-Breesen lag rund 30 Kilometer nördlich von Breslau bei Obernigk im Kreis Trebnitz und war ursprünglich ein Rittergut. In einer leicht hügeligen Landschaft gelegen, mit schönem Baumbestand und einem geräumigen Herrenhaus, dem «Schloß», das vom Gutshof mit den Stallungen und den äußerst primitiven Wohnungen der Instleute räumlich abgetrennt lag, eignete es sich vorzüglich als landwirtschaftliche Ausbildungsstätte. Wie sich zeigen sollte, bot die Tatsache, daß es etwas heruntergekommen war, die Chance, daß es die Lehrlinge und Praktikanten durch Einsatz aller Kräfte in einen ertragreichen Betrieb verwandeln konnten.⁷⁾

Seit März 1936, also noch ehe Groß-Breesen als Ausbildungs-

stätte gepachtet wurde, war in Berlin ein kleiner Stab von Gehilfen unter Bondys Aufsicht damit beschäftigt, unter den zahlreichen Bewerbern eine Auswahl zu treffen. Die Anforderungen, die an ihre körperlichen, geistigen und charakterlichen Voraussetzungen gestellt wurden, waren hoch.⁸⁾ Bondys Ausleseprinzip erwies sich jedoch als erfolgreich: Nur ganz wenige der aufgenommenen Jungen und Mädchen bewährten sich nicht und mußten Breesen wieder verlassen, zumeist wegen geringfügiger Verstöße gegen die dort geltenden Regeln. Ein Problem war und blieb die Tatsache, daß sich viel mehr Jungen als Mädchen bewarben. Um das Mißverhältnis auszugleichen, ging Bondy Ende 1936 auf eine Vortragsreise, um in Veranstaltungen der jüdischen Gemeinden in verschiedenen Städten über Groß-Breesen zu berichten und die Eltern aufzufordern, ihre Töchter zur Ausbildung dorthin zu schicken. Der Erfolg war sehr gering, ein zahlenmäßig ausgewogenes Verhältnis der Geschlechter wurde nie erreicht.

Ehe das Lehrgut offiziell seine Tore öffnen konnte, galt es erst einmal örtliche Widerstände zu beseitigen. Sowohl der Landrat in Trebnitz wie auch der Kreisleiter widersetzten sich der Einrichtung eines «Judenguts» in ihrem Amtsbezirk. Die Verhandlungen zogen sich über Wochen hin; die letzten Einwände konnten erst Ende April 1936 überwunden werden. Anfang Mai trafen die ersten Jungen und Mädchen auf dem Gut ein, wo sie schon einen vollständigen «Lehrstab» vorfanden, unter dessen Anleitung sie sofort zur Arbeit eingesetzt wurden. Neben Curt Bondy, der als Direktor die Gesamtleitung übernahm, stand Oberinspektor Erwin Scheier als Leiter der landwirtschaftlichen Ausbildung. Seiner Frau Ruth fiel die Aufsicht über den Haushalt und die Ausbildung der Mädchen im Kochen, Nähen und in hauswirtschaftlichen Arbeiten zu. Tischlermeister Max Kiwi, der kurz nach der Inbetriebnahme Groß-Breesens mit seiner Familie dort eintraf, richtete die Tischlerei mit modernen Maschinen und Werkzeugen ein und war für den handwerklichen Teil der Ausbildung verantwortlich. Dabei wurde er von seinem

Sohn Hermann unterstützt, der seine Gesellenprüfung abgelegt hatte und sich als ausgezeichnete Lehrer erwies.

Ausbildungs- und Erziehungsziele

Mit der Entscheidung der Reichsvertretung, eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte für nichtzionistische Jugendliche zu schaffen, erhob sich sofort die Frage nach den Inhalten und Zielen dieser Ausbildung. Alle beteiligten Stellen waren sich einig, daß die in Groß-Breesen aufgenommenen Jungen und Mädchen nach deren Abschluß als geschlossene Gruppe nach Übersee gehen sollten, um dort – wo auch immer dies sein würde – gemeinsam zu siedeln. Um sich als Individuen und als Gruppe in der Fremde zu bewähren – darüber stimmte Bondy mit den von der Reichsvertretung entwickelten Richtlinien überein –, mußten den künftigen Siedlern neben fundierten Kenntnissen in landwirtschaftlicher Theorie und Praxis auch geistige und kulturelle Werte vermittelt werden, um ihr späteres «Verbauern» zu verhindern.⁹⁾ Im Rahmen der Richtlinien waren die Einzelheiten der Ausbildung in den verschiedenen Bereichen ganz Bondys Ermessen überlassen. Er selbst übernahm als seine spezielle Aufgabe die nichtfachliche Ausbildung. Dabei stand ihm Ernst Cramer, einer der älteren Praktikanten, zur Seite.¹⁰⁾

Seine Zielvorstellungen verdeutlichte Bondy im Bild von den drei Säulen, auf denen die zukünftige Siedlungsgemeinschaft in Übersee ruhen sollte: auf der gründlichen Kenntnis landwirtschaftlicher Theorie und Praxis, der bewußten Bejahung der jüdischen Tradition und dem Bekenntnis zum deutschen Kulturerbe, das im Widerspruch gegen die nationalsozialistische Behauptung, Juden hätten keine Beziehung zur deutschen Kultur und daher auch kein Recht, sie zu pflegen, in den Lehrplan einbezogen wurde. Der eigentliche Kern des Bondyschen Erziehungsprinzips war jedoch die systematische Bemühung, den

auszubildenden Jugendlichen einige grundlegende ethische Maximen mitzugeben, die ihr Verhalten über die Ausbildungszeit in Breesen hinaus auch im neuen Siedlungsland bestimmen sollten.¹¹⁾ Diesem Zweck dienten in erster Linie die Diskussionen, die fast jeden Sonnabendvormittag stattfanden und bei denen von Woche zu Woche wechselnde Themen behandelt wurden. Sie sind unter dem etwas hochtrabenden Namen «Lebenskunde» in die Annalen Groß-Breesens eingegangen. Die Themen ergaben sich zumeist aus Bondys allgemeinen Beobachtungen, waren aber manchmal auch das Ergebnis einer spezifischen Begebenheit im Alltagsleben der Breesener Gemeinschaft. Den Anlaß boten oft geringfügige Ereignisse, denen Bondy dann Sinn und Bedeutung zu verleihen verstand. Als sich zum Beispiel der Inspektor Scheier einmal darüber beschwerte, daß bei der Feldarbeit zuviel geschwätzt werde, ging es bei der nächsten «Lebenskunde» um «Reden und Schweigen». Weitere Themen waren «Die Verantwortung des einzelnen für die Gemeinschaft», «Die Einstellung zur Arbeit», «Freizeitgestaltung», «Technik der geistigen Arbeit», «Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen», wobei allerdings von Anfang an feststand, daß sexuelle Abstinenz für alle im Entwicklungsalter stehenden jungen Menschen – und das war die Mehrzahl der Lehrlinge und Praktikanten – eines von Groß-Breesens «eisernen Gesetzen» war.

Durch alle Diskussionen zog sich wie ein roter Faden der von Bondy immer wieder betonte Begriff der «Bewußtmachung». Ob im Privatgespräch oder bei den allgemeinen Aussprachen während der «Lebenskunden», immer kam er darauf als das wichtigste zurück, was die Mitglieder der Breesener Gemeinschaft zu lernen hätten. Unter «Bewußtmachung» verstand er vor allem das unentwegte Bemühen, die eigenen Schwächen und Vorurteile zu erkennen und sie eben dadurch zu bekämpfen und schließlich zu überwinden.¹²⁾ Bondy erwartete von jedem Lehrgangsteilnehmer die Bereitschaft, seine Handlungen ständig zu überprüfen und sich zu fragen, ob sie mit den ethischen und moralischen Maßstäben der Breesener Gemeinschaft überein-

stimmten. Was immer die Gruppe während der Ausbildungszeit *nicht* gelernt haben mag, diese Methode der Selbstreflektion prägte sich den meisten so tief ein, daß sie nicht in Vergessenheit geriet.

Alle diese Bestrebungen hatten zum Ziel, in jedem einzelnen die Charaktereigenschaften zu fördern, die für die gemeinschaftliche Siedlung in Übersee als notwendige menschliche Voraussetzung erschienen. Daher war es Bondy letzten Endes wichtiger, daß die Lehrgangsteilnehmer aufrichtige und verantwortungsbewußte Menschen wurden, als daß sie sechs Kühe innerhalb einer Stunde melken konnten. Die meisten reagierten bereitwillig auf diese Anforderungen, zum Teil auch deshalb, weil sie ihnen keineswegs fremd waren. Denn Groß-Breesens Maßstäbe für die Verhaltensweise des einzelnen wie viele von Bondys Erziehungsmethoden hatten auch in der Jugendbewegung und in den Landschulheimen der Weimarer Zeit gegolten. Nicht nur Bondy selbst, sondern auch viele Lehrgangsteilnehmer kamen aus einem Landschulheim oder – vornehmlich – aus der Jugendbewegung. Haltung und Ansichten, die sie dort in sich aufgenommen hatten, halfen ihnen, sich der neuen Umgebung verhältnismäßig leicht anzupassen. Infolgedessen bedeutete ihnen Groß-Breesen von Anfang an weit mehr als nur eine Lehranstalt, in der sie zu Landwirten oder Handwerkern ausgebildet werden sollten. Für die Mehrzahl wurde es ein so intensives und sinnvolles persönliches Erlebnis, daß es die Bildung der Persönlichkeit für Jahrzehnte beeinflusst und insofern das Projekt selbst lange überdauert hat. So waren denn auch Besucher von «draußen» – häufig Mitglieder der Reichsvertretung – gewöhnlich stark beeindruckt vom Gemeinschaftsgeist, von der Reife und dem Selbstwertgefühl der Breesener.¹³⁾

Landwirtschaftliche Fachausbildung

Der Charakterbildung maß Bondy so grundlegende Bedeutung bei, daß er es nicht einmal für notwendig hielt, sie den «Säulen» zuzurechnen, auf denen die zukünftige Siedlungsgemeinschaft ruhen sollte. Doch wurde auch allen anderen Ausbildungsbereichen große Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei zeigte sich, daß der landwirtschaftliche Teil am unproblematischsten war. Zwar hatten die meisten als Kinder des städtischen jüdischen Bürgertums nicht die geringsten Vorkenntnisse und mußten alles von Grund auf lernen. Der landwirtschaftliche Fachunterricht, den entweder Inspektor Scheier oder einer der älteren Praktikanten erteilte, war deshalb neben der täglichen Arbeit auf dem Feld und in den Ställen Pflicht. Tierzucht, Fruchtwechsel, Düngung usw. wurden gründlich gelehrt und die theoretischen Kenntnisse sonntags durch Spaziergänge auf den Feldern unter Scheiers Leitung vertieft.

Ein geschulter Breesener hatte eine Menge fachlicher Erfahrungen hinter sich. Gewöhnlich begann er als Mitglied einer Arbeitskolonne bei der Heuernte. Vor allem die Einlagerung auf dem Heuboden war eine schmutzige, heiße und vor allem gefährliche Arbeit, weil im Halbdunkel oft zehn oder sogar noch mehr Anfänger auf engem Raum in fieberhafter Schaffensfreude mit spitzen Heugabeln herumwirtschafteten. Danach kam der Lehrling auf sechs Wochen unter Anleitung des «Oberschweizers» in den Kuhstall, wo die schwarzbunten Kühe und der schwere, gefährliche Bulle (der 1937 auf einer landwirtschaftlichen Messe preisgekrönt worden wäre, wenn er nicht dem «Judengut» gehört hätte) zwölf Stunden des Tages die volle Aufmerksamkeit und Arbeitskraft beanspruchten. Diese Ausbildungsphase war der Prüfstein für die Eignung zur landwirtschaftlichen Arbeit. War sie überstanden – trotz der Tyrannei des «Obers» und der vorsintflutlichen Hygiene und Fütterungsmethoden –, so folgte im allgemeinen die Getreideernte mit ihren mannigfaltigen Tätigkeiten. Nach den anfänglichen Einge-

wöhnungs- und Anpassungsschwierigkeiten entwickelten sich die Groß-Breesener hierbei zu einer echten Gemeinschaft. Die jungen Menschen waren stolz auf das Erreichte und machten bereitwillig Überstunden – gelegentlich sogar im Mondschein, wenn ein Feld noch am selben Abend abgeerntet werden mußte. Solche Entscheidungen kamen zumeist spontan zustande, ohne Anordnung des Inspektors oder des «Schaffers», des Vorarbeiters der auf dem Gut ansässigen Landarbeiter, der Instleute. Die Kontakte zu ihnen beschränkten sich aus politischen Gründen auf die gemeinsame Arbeit; denn alle waren Nichtjuden, manche Mitglieder der NSDAP.

Zwischen dem Ende der Getreideernte und dem Anfang des Winters lag dann noch eine Zeit harter Arbeit. Scheinbar endlos lange Reihen von Kartoffeln, Zucker-, Steck- oder Futterrüben, die im Lauf des Frühlings und Sommers immer wieder gehackt worden waren, mußten vor Einsetzen des Frostes aus dem Boden geholt werden. Wie während der Heu- und Getreideernte arbeiteten auch hier Jungen und Mädchen nebeneinander, oft bei Regen und scharfem Wind, so daß sich ihre handschuhlosen Hände blaurot färbten. Waren alle Hackfrüchte eingebracht und in Mieten gelagert, dann schleppten sich die frierenden Lehrgangsteilnehmer, mit Drahtkörben ausgerüstet, in langen Reihen über die abgeernteten, schlammigen Felder und klaubten Steine auf, die am Feldrain aufgehäuft wurden. Der Wintereinbruch verkürzte die Arbeitszeit etwas, aber nicht viel. Strohmatten zum Abdecken der Mistbeete mußten geflochten, Roggen, Weizen, Gerste und Hafer in der uralten Dreschmaschine, die von dauernden Pannen heimgesucht wurde, gedroschen werden. Aus dem Eis des zugefrorenen Teiches hinter den Stallungen wurden Blöcke gesägt, um damit das primitive kleine Eishaus zu füllen, in dem im Sommer die Milch in Kannen gekühlt wurde. In den kalten, muffigen Kellern der Ställe waren beim Licht altmodischer Petroleumlampen die angefaulten Kartoffeln auszusortieren. Im Wald wurden Bäume gefällt, ihre Stämme als Bauholz verkauft, die Zweige auf dem Gutshof neben dem Back-

ofen aufgeschichtet, in dem das ganze Jahr über das Brot gebacken wurde.

Neben diesen allgemeinen Arbeiten erhielten einzelne Lehrgangsteilnehmer eine landwirtschaftliche Spezialausbildung. Körperlich weniger robuste Jungen oder Mädchen wurden häufig beim Gemüseanbau verwendet. Die Versorgung der Hühner und des anderen Kleinviehs, einschließlich der Schweine (die den Besuchern aus der Breslauer jüdischen Gemeinde nie gezeigt werden durften), lag in den Händen besonders verantwortungsbewußter Lehrlinge. Die Pferdegespanne wurden im allgemeinen von Instleuten geführt; nur gelegentlich vertraute man sie einigen der älteren Praktikanten an. Die Jungen mußten je einen sechswöchigen Kurs ins Meister Kiwis Schreinerwerkstatt und in der Schmiede des Gutes absolvieren. Bei den Mädchen hatte die Ausbildung in den hauswirtschaftlichen Fächern Vorrang vor der Arbeit auf den Feldern und in den Ställen. Unter Ruth Scheiers Leitung lernten sie Kochen, Brotbacken, Putzen, Wäschewaschen und unzählige Paare von zerlöchernten Strümpfen zu stopfen. Zweifellos wurde auf Groß-Breesen hart und gut gearbeitet, und es war gewiß bemerkenswert, daß das Gut, das bei der Übernahme durch die Reichsvertretung Verluste aufgewiesen hatte, ab Juni 1938 keinerlei finanzieller Zuschüsse mehr bedurfte.¹⁴⁾

Kulturelle und religiöse Erziehung

So vielseitig und gründlich die berufliche Ausbildung war, so wenig wurde die Absicht der Gründer Groß-Breesens verwirklicht, den jungen Menschen daneben eine umfassende kulturelle Erziehung zukommen zu lassen. Für diesen Mißerfolg war vor allem der Zeitdruck verantwortlich, unter dem das Projekt stand. Da man nie wissen konnte, ob nicht irgendeine der vielen zuständigen Partei- oder Regierungsstellen das jüdische Aus-

wandererlehrgut von einem Tag zum andern auflösen würde, dominierte die für jeden Lehrgangsteilnehmer so entscheidende – um nicht zu sagen: lebenswichtige – landwirtschaftliche und handwerkliche Ausbildung. Die Erziehung im kulturellen Bereich blieb infolgedessen weitgehend auf das Wochenende und auf gelegentliche kurze Veranstaltungen am Abend eines arbeitsreichen Werktages beschränkt. Da der theoretische landwirtschaftliche Unterricht ebenfalls für das Wochenende eingeplant war, blieb für alles andere nicht viel Zeit übrig. Dennoch versuchte Bondy, unter den Groß-Breesenern besonders das Interesse für klassische Musik und Literatur zu wecken. Fast jeder Tag endete mit einem kurzen musikalischen Abendprogramm, entweder von einem Trio der Lehrgangsteilnehmer oder von Bondy allein am Flügel dargeboten. Der Besuch dieser Darbietungen war freiwillig; nur an den Sonntagabenden, an denen regelmäßig ein einstündiges Konzert gegeben wurde, bestand Bondy auf der Anwesenheit der gesamten Breesener Gemeinschaft einschließlich der Ausbilder.

Einmal besuchte der Musikpädagoge Karl Adler für zwei Tage Groß-Breesen und leitete ein Gemeinschaftssingen. Gelegentlich las Bondy aus Werken der Weltliteratur. Eine Gruppe der Lehrgangsteilnehmer trug Lessings «Nathan der Weise» mit verteilten Rollen vor. Zweimal wöchentlich fand eine Erörterung der Tagesereignisse auf nationaler und internationaler Ebene statt; alle Breesener wurden dazu angehalten, die im Versammlungsraum ausliegenden Tageszeitungen regelmäßig zu lesen. Außerdem gab es für die einzelnen Zimmeregemeinschaften – die «Familien» – zumindest einmal in der Woche einen Heimabend, bei dem vorgelesen und gesungen wurde, zumeist Fahrtenlieder mit Klampfenbegleitung. Für viele war das eine Erinnerung an ihre Zeit in den Bünden und Gemeinschaften der Jugendbewegung. Die Höhepunkte der kulturellen Arbeit waren ein zweitägiger Besuch Martin Bubers, der eine Arbeitsgemeinschaft zum Thema «Liebe Deinen Nächsten, denn er ist wie Du» leitete, und eine eindrucksvolle Freilichtaufführung von Beer-Hofmanns

«Der junge David», ausschließlich von Mitgliedern der Breesener Gemeinschaft gespielt. Diese und andere Ereignisse hinterließen zweifellos einen tiefen Eindruck, waren aber kein Ersatz für eine systematisch und intensiv betriebene geistige Erziehung. Sie fehlte den meisten der Breesener Zöglinge, besonders, weil sie infolge der nationalsozialistischen Judenpolitik die Schule vorzeitig hatten verlassen müssen.

Noch weniger Erfolg war den Bemühungen beschieden, innerhalb der Breesener Gemeinschaft eine lebendige und positive Beziehung zum Judentum herzustellen, wie es die Reichsvertretung erstrebt hatte. Die Ursachen dafür lagen in erster Linie in der Herkunft und der elterlichen Erziehung der Lehrgangsteilnehmer. Die Mehrzahl von ihnen entstammte assimilierten Familien des deutsch-jüdischen Bürgertums, die entweder einer liberalen oder Reformgemeinde angehörten, wenn sie nicht gänzlich unreligiös waren. Auch in den deutsch-jüdischen Jugendbünden hatten die Breesener, mit wenigen Ausnahmen, keine tiefgehende religiöse Bindung entwickelt. Wer aber lediglich als «Schicksalsjude» nach Breesen kam, also ohne innere Überzeugung oder Verpflichtung dem Judentum gegenüber, der gewann dort keine andere Einstellung.¹⁵⁾ Schon die Tatsache, daß alle eine nichtzionistische Ausbildungsstätte einer Hachscharastelle vorgezogen hatten, war bezeichnend für ihre Einstellung zum Judentum und prägte sowohl die Zusammensetzung als auch die gesamte Haltung der Gemeinschaft: Auf Groß-Breesen wurde – wenn auch nach heißen und langwierigen Debatten – nicht koscher gegessen, und der an den jüdischen Feiertagen abgehaltene Gottesdienst folgte nicht dem orthodoxen Ritus, sondern dem liberalen. Unter solchen Umständen war es schwer, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich jüdische Tradition entfalten konnte.

Auch dieser Teil der Erziehung gehörte zu Bondys Aufgaben. Nun war er zwar jüdischer Herkunft, kam aber aus einem völlig unreligiösen Elternhaus. Jüdische Lehren und Bräuche, kurzum, Inhalt und Formen des Judentums, waren ihm völlig

fremd. Trotz – oder vielleicht auch wegen – dieser offensichtlichen Lücken bemühte er sich gewissenhaft und unermüdlich, in Groß-Breesen eine bewußte Bindung ans Judentum zu schaffen. Die Tatsache, daß er an diese Aufgabe ebenso als Suchender herantrat wie die Mehrzahl der seiner Führung anvertrauten Jungen und Mädchen, bestärkte nur seine Entschlossenheit. Unterstützt wurde er von Ruth Scheier und einigen seiner Praktikanten, vor allem von Karl «Wastl» Neumeyer, dem Sohn des Präsidenten des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden in München.¹⁶⁾ Gottesdienst wurde regelmäßig an jedem Sabbatabend und an allen jüdischen Feiertagen abgehalten, und alle waren verpflichtet, daran teilzunehmen. Auf den Gottesdienst folgte stets ein festliches Abendessen an weiß gedeckten Tischen (gewöhnlich wurde an blanken Tischen gegessen), und am Ende der Mahlzeit wurde das traditionelle Dankgebet «Schir Hamalaus» gesungen. An gutem Willen fehlte es sicherlich nicht, weder bei Bondy noch bei den Lehrgangsteilnehmern.

Dennoch trugen diese Bemühungen lediglich dazu bei, die Freundschaftsbande zu stärken und persönliche Bindungen entstehen zu lassen, die in vielen Fällen trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, die dem Experiment Groß-Breesen beschieden war, fest und dauerhaft blieben. Mit anderen Worten, die gemeinsamen gefühlsbetonten und geistig anregenden Gottesdienste hatten die gleiche Wirkung wie das Lesen von Dramen mit verteilten Rollen, die abendlichen Konzerte, Debatten in den Lebenskundestunden und die gemeinsame Landarbeit. Die Jungen und Mädchen wurden überzeugte Breesener statt bewußte Juden, mit Ausnahme der wenigen, die schon vor ihrer Ankunft religiös gebunden waren. Auch der zumeist langweilige obligatorische Religionsunterricht, den am Wochenende aus Breslau anreisende Religionslehrer erteilten, erweckte wenig Begeisterung. So gestand Bondy dem Finanzreferenten des Groß-Breesener Kuratoriums, Fritz Schwarzschild, im April 1938 in einem Privatbrief, der Versuch, die ihm anvertrauten Jugendlichen zu einer jüdisch-religiösen Haltung zu erziehen, sei fehlgeschlagen:

«Sie sahen in Groß-Breesen eine – vielleicht letzte ... – Möglichkeit, ihre ganz konkreten Ideen einer religiös-jüdischen Grundlage zu verwirklichen. Die jüdische Jugendbewegung hatte darin Schiffbruch erlitten, und nun ergab sich wieder eine neue Möglichkeit zur Verwirklichung. Groß-Breesen hat wahrlich Ihre Wünsche und Hoffnungen in dieser Hinsicht in keiner Weise erfüllt – erfüllen können. Ich weiß es ... und bin selbst recht traurig darüber. Mir ist eindeutig klar, daß der letzte Halt den Groß-Breesenern fehlt. Und auch darum weiß ich durchaus nicht, ob sie sich bewähren werden!»¹⁷⁾

Auf der Suche nach einem Siedlungsland

Ebenso wichtig wie die Ausbildung der zukünftigen Siedler war die Suche nach einem geeigneten Auswanderungsland. Die Bemühungen darum begannen schon im Mai 1936. Zuständig für das gesamte jüdische Auswanderungswesen, und damit auch für Groß-Breesen, war die Reichsvertretung, die eng mit dem Hilfsverein der Juden in Deutschland zusammenarbeitete.¹⁸⁾ Drei Personen setzten sich besonders intensiv dafür ein, ein geeignetes Siedlungsland für die Breesener zu finden: Otto Hirsch und Julius L. Seligsohn von der Reichsvertretung, die beide ihren Entschluß, in Deutschland auszuharren, um anderen Juden zu helfen, mit dem Leben bezahlten, sowie Hermann von Freedon von der Reichsstelle für das Auswanderungswesen, einer Abteilung des Reichsinnenministeriums in Berlin, der mit den jüdischen Organisationen eng und harmonisch zusammenarbeitete und dabei vielfach Risiken einging, wie sie in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft nur wenige deutsche Beamte auf sich nahmen.¹⁹⁾

Während der ersten zwei Jahre nach Gründung des Lehrguts bestand noch die Vorstellung einer Gesamtsiedlung, eines «Neu Groß-Breesen» irgendwo in der Welt. Im Sommer 1936 konzen-

trierten sich die Erwartungen auf die brasilianische Provinz Paraná.²⁰⁾ Eine Sonderkommission der Reichsvertretung, in der die Breesener Gemeinschaft durch den Praktikanten Karl Neumeyer repräsentiert war, reiste nach Brasilien, um an Ort und Stelle die Möglichkeiten für eine Gesamtsiedlung zu prüfen. Der Sommer verging, die Kommission kehrte nach Deutschland zurück und schrieb ihren Bericht. Die folgenden zweijährigen Verhandlungen mit der brasilianischen Regierung führten aber schließlich zu keinem positiven Ergebnis. Nur einem einzigen Breesener, Hans Rosenthal, gelang es, in Brasilien zu siedeln und tatsächlich in der Provinz Paraná eine Kaffeeplantage zu gründen, die er Nova Breesen nannte.

Auch sonst gab es zunächst keine konkreten Aussichten für eine Gruppensiedlung. Immer wieder tauchten neue Projekte auf, aber alle erforderten langwierige, entmutigende und zumeist erfolglose Verhandlungen mit den Behörden der betreffenden Länder. Die weitaus günstigsten Aussichten bot der sogenannte «Virginia-Plan», das Resultat einer Amerikareise Bondys im Frühjahr 1938, mit dem Ziel, Möglichkeiten für eine Breesener Gemeinschaftssiedlung zu erschließen. Durch Vermittlung des American Joint Jewish Distribution Committee – gewöhnlich kurz «Joint» genannt – bot ein jüdisch-amerikanischer Warenhausbesitzer, William B. Thalhimer aus Richmond, Virginia, an, eine südlich der Stadt gelegene Farm zu kaufen, auf der dreißig bis vierzig Breesener angesiedelt werden sollten. Noch bevor Bondy die Rückreise nach Deutschland antrat, hatte der Joint schon Schritte unternommen, um wohlhabende amerikanische Juden zur Übernahme von Bürgschaften (Affidavits) für die jungen Emigranten zu bewegen. Zusätzlich wandte er sich an das amerikanische State Department und beantragte Visen unter Anrechnung auf die landwirtschaftliche Sonderquote, um den Jungen und Mädchen auf diese Weise eine baldige Einreise zu ermöglichen. Der vorher notwendige Behördenweg war lang und mühsam, wie auch aus der nachfolgenden Dokumentation hervorgeht. Die normale Einwanderungsquote für in Deutschland

geborene Menschen war viel zu gering im Verhältnis zur Zahl der Anträge der bedrohten deutschen Juden, so daß immer längere, schließlich jahrelange Wartezeiten entstanden. Nur sogenannte «preference visa», wie zum Beispiel die für landwirtschaftliche Arbeiter, boten eine Chance für eine raschere Einwanderung.²¹⁾ Tatsächlich entstand auf Thalhimers Besitz schließlich die einzige größere Gruppenansiedlung von Breesenern: «Hyde Farmlands» mit 30 bis 35 jungen Farmern. Sie war aber nur von kurzer Dauer und löste sich schon im Frühjahr 1941 wieder auf.

Während also das Paraná-Projekt 1938 durch den Virginia-Plan ersetzt wurde, tauchte eine weitere Siedlungsmöglichkeit in Argentinien auf. Dort bot die 1891 gegründete Jewish Colonization Agency (ICA) an, etwa dreißig junge jüdische Emigranten in Fünfergruppen in einigen ihrer Siedlungen unterzubringen. Aber nur fünf Breesener gingen in die ICA-Siedlung Avigdor. Alle Hoffnungen, daß eine größere Gruppe später nachfolgen könnte, zerschlugen sich.²²⁾

So wanderten 1937/38 nur wenige Lehrgangsteilnehmer aus, und alle auf individueller Basis. Teils verließen sie Deutschland mit ihren Eltern, teils allein – sie gingen nach Chile, Uruguay, Argentinien, Brasilien, England und Holland. Zwei Praktikanten verdingten sich als Landarbeiter auf einer Farm in Kenya, zwei weitere, die sich schon frühzeitig auf dem amerikanischen Konsulat hatten registrieren lassen, gelangten mit regulären Einwanderungsvisen nach Hyde Farmlands in Virginia. Das Schicksal der übrigen für Virginia vorgesehenen Siedler, von denen sich keiner rechtzeitig um ein amerikanisches Visum bemüht hatte, blieb einstweilen in der Schwebel. Infolgedessen lebten sowohl die Jungen und Mädchen, die ihre zweijährige Ausbildung abgeschlossen hatten, als auch diejenigen, welche später aufgenommen worden waren, am Ende der Erntezeit 1938 immer noch in Groß-Breesen und warteten darauf, auswandern zu können. Die ursprüngliche Vorstellung von einer alle umfassenden Gemeinschaftssiedlung hatte man inzwischen aufgegeben. Bestenfalls bestand noch die Hoffnung, in größeren oder kleineren Grup-

pen irgendwo in Übersee Aufnahme zu finden und dort einen landwirtschaftlichen Betrieb aufzubauen.²³⁾

Die Wartezeit, von Hoffnungen, Verhandlungen und Enttäuschungen begleitet, wurde am 10. November 1938 jäh unterbrochen. Die Massenverhaftung von ca. 30000 jüdischen Männern im Zusammenhang mit dem Pogrom betraf auch Groß-Breesen.

3. Das Ende Groß-Breesens

Als «Aktionsjuden» im Konzentrationslager Buchenwald

Die Ereignisse, die das Pariser Attentat auf den deutschen Botschaftsrat vom Rath und dessen Tod zwei Tage darauf am 9. November 1938 im ganzen Reich auslösten, waren in Groß-Breesen am Morgen des 10. November noch nicht bekannt. Man wußte bis dahin lediglich, daß ein Attentat verübt worden war. Zeitungen trafen in Groß-Breesen erst gegen Mittag ein, und da die Presseberichte im allgemeinen bis zum 10. November eher zurückhaltend waren,¹⁾ schien es keinen Grund zu besonderen Befürchtungen zu geben. Bondy fuhr am 10., einem Donnerstag, früh morgens mit dem Wagen zu seinem Breslauer Zahnarzt, drehte aber sofort um, als er die Zerstörung der jüdischen Geschäfte in der Stadt sah und von Passanten über die Gründe dafür aufgeklärt wurde. Er erreichte Groß-Breesen gerade, als dort die Verhaftungsaktion begann.²⁾

SS-Leute in Uniform fuhren auf zwei oder drei Lastwagen in den Gutshof ein. Sie wurden von Kriminalkommissar Schubert aus Breslau begleitet. Die gesamte Breesener Belegschaft – Leitung, Stab, Lehrgangsteilnehmer – erhielt den Befehl, vor dem Hauptgebäude, dem «Schloß», zum Appell anzutreten, und die in den Ställen arbeitenden Jugendlichen mußten unter SS-Begleitung auf die Felder, um den dort arbeitenden Kolonnen den Befehl zu übermitteln. Als alle versammelt waren, las Schubert die Namen der Juden von einer Liste ab, und sobald die Aufgerufenen geantwortet hatten, wurden sie einer von drei Gruppen zugeteilt: Männer von 18 und mehr Jahren, Jungen unter 18, Frauen und Mädchen. Dabei hielt sich Schubert, der kein Fanatiker gewesen zu sein scheint, nicht strikt an die Altersgrenze, sondern teilte vier oder fünf besonders jung aussehende Breesener, obwohl sie über 18 Jahre alt waren, der jüngeren Gruppe zu (was dann am folgenden Tage durch die örtliche Gendarmerie «berichtigt» wurde). Alle drei Gruppen wurden dann erst einmal

in verschiedenen Räumen eingesperrt und blieben es, unter SS-Bewachung, bis zum frühen Nachmittag.

Nachdem diese «Formalitäten» erledigt waren, ging man zum nächsten Punkt des Programms über. Wahrscheinlich auf Veranlassung der SS, möglicherweise aber auch aus eigener Initiative, zogen einige der männlichen Instleute zum Hauptgebäude, wo keine der drei Gruppen inhaftiert war. Sie machten sich daran, Fenster und Einrichtung systematisch zu zerstören. Die SS hatte Tischlermeister Kiwi, bevor er abgeführt worden war, noch aufgefordert, einen Vorschlaghammer aus der Tischlerei zu besorgen. Bewaffnet mit diesem und zusätzlichem Gerät zogen der Schmied, die Gespannführer Gajek und Krause und andere von Zimmer zu Zimmer, warfen Schränke um, zerschlugen das Geschirr in der Küche, zerbrachen Fensterscheiben und zertrümmerten im Versammlungszimmer den großen Konzertflügel, eine Gipsreproduktion von Michelangelos Moses und den Torah-Schrank nebst Torah, die Krause in Stücke hackte und auf den Misthaufen warf. Nur Bondys Zimmer blieb verschont. Dort saßen die SS-Führer zusammen und tranken. Bedienen ließen sie sich von Ruth Hadra, einer von Bondys Assistentinnen. Vier «prominente» Gutsangestellte hatten sich von der Zerstörungsaktion ferngehalten: Der Schaffer, der Oberschweizer (der am selben Abend, zum erstenmal seit Gründung des Lehrguts, im Hauptgebäude erschien und den inzwischen dorthin zurückgekehrten nicht verschleppten Jungen sowie den Mädchen frische Milch brachte), der alte Franzke, schon hoch in den Siebzigern, der den Schüttdoden verwaltete, und der Kutscher Stoppel, ebenfalls über siebzig, der mit einem Pferdegespann gelegentlich zum Gellendorfer Bahnhof fuhr, um dort Besucher abzuholen und in großem Stil nach Groß-Breesen zu bringen. Glücklicherweise fanden keine Mißhandlungen statt; niemand wurde körperlich bedroht oder angetastet. Dafür verschwand einiges persönliche Eigentum der Lehrgangsteilnehmer, besonders Bargeld, und einige Schreibmaschinen. Ob die Diebstähle von der SS, die die Zerstörungsaktion «beaufsichtigte», oder

von den Instleuten begangen wurden, läßt sich nicht mehr feststellen.

Da das Zusammenleben zwischen den jungen Breesenern und den Instleuten seit Gründung des Lehrguts zwar nie eng, aber immer friedlich und ohne Zwischenfälle irgendwelcher Art gewesen war, ist es durchaus möglich, daß die an diesem Tage demonstrierte Zerstörungswut sich gar nicht so sehr gegen die Juden richtete, sondern der offene Ausbruch einer seit langem schwelenden Erbitterung war, die die schlecht bezahlten, primitiv lebenden landwirtschaftlichen Arbeiter gegenüber «denen im Schloß» fühlten, ganz gleich, wer das war. Das Hauptgebäude, eben das «Schloß», der ehemalige Herrnsitz eines preußischen Junkers, unter dem schon die Väter, Mütter und Großeltern gearbeitet haben mögen, war für sie ein Symbol der Ausbeutung und der Knechtschaft. Die «Judenaktion» vom November 1938 ermöglichte ihnen, völlig «legal» das zu tun, was seit Jahrhunderten die Bauern bei allen Jacquerien getan haben, nämlich das Herrenhaus kurz und klein zu schlagen.

Als die Frauen und Mädchen sowie die noch nicht Achtzehnjährigen (und mit ihnen die vier oder fünf älteren Jungen, die Kriminalkommissar Schubert dieser Gruppe zugewiesen hatte) am frühen Nachmittag aus ihrem zeitweiligen Gewahrsam entlassen wurden, war die dritte Gruppe schon nicht mehr da. Frau Scheier, Ruth Hadra und «Prinz», einer der über Achtzehnjährigen, berieten, was zu tun sei. Die Telephonleitung war durchschnitten worden, so daß es unmöglich war, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. War Groß-Breesen nun aufgelöst? Die SS hatte keinerlei Anweisungen hinterlassen. Sollten die nicht verhafteten Jungen zusammen mit den Mädchen weiterarbeiten, als sei nichts geschehen? Würden sie Schwierigkeiten mit den Behörden, vor allem mit dem Reichsnährstand, bekommen, wenn die Arbeit auf dem Gut ohne Anweisung von außen eingestellt würde? All dies waren Fragen, die im Moment nicht zu beantworten waren. So wurde erst einmal der Entschluß gefaßt, so weit wie möglich aufzuräumen. Am nächsten Tag, dem

11. November, sollte «Prinz» nach Breslau fahren und sich dort von der Landesbauernschaft Anweisungen holen.

Doch dazu kam es nicht mehr. Gegen Mitternacht erschienen Polizisten, begleitet von einigen SA-Leuten, und verhafteten «Prinz» und die übrigen dank Schuberts Intervention noch in Breesen Verbliebenen. Am frühen Nachmittag des 11. Novembers wurden sie ebenfalls abtransportiert. Dabei erfuhren sie, daß nicht alle Nationalsozialisten die Aktion begeistert mitmachten. Ein SA-Mann, der sie in der Nacht zum 11. November bewachte, distanzierte sich merklich von Dr. Goebbels «kochender Volksseele»: «Ihr solltet sehen, was sie in Breslau ange richtet haben», waren seine ungefähren Worte. «Da brennt ja die Synagoge. Das ist doch Wahnsinn. Man kann doch auch ein vernünftiger Antisemit sein.» Erst zu diesem Zeitpunkt wurden sich «Prinz» und seine Gefährten darüber klar, daß die Zerstörung Groß-Breesens keine Einzelaktion war.³⁾

Während die in Groß-Breesen zurückgebliebenen Frauen und Jugendlichen, noch benommen von den über sie hereingebro chenen Ereignissen, den Versuch machten, der neuen, für sie völlig ungeklärten Situation Herr zu werden, befand sich die Gruppe der verhafteten Männer – neben Bondy, Scheier und Tischlermeister Kiwi noch etwa zwanzig Lehrgangsteilnehmer – auf dem Transport in das Konzentrationslager Buchenwald. Das wußten sie freilich nicht, und sie hatten auch keine Ahnung, daß sie Opfer einer Großaktion waren, die am Abend des 9. November unabhängig voneinander erst der Chef des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin, SS-Standartenführer Heinrich Müller, und dann wenig später der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD), SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich, angeordnet hatten: die Verhaftung von 20000 bis 30000 jüdischen Männern im ganzen Reich und ihre Überführung in das jeweils nächstgelegene der drei Konzentrationslager Dachau, Sachsenhausen oder Buchenwald. Die Juden aus Schlesien wurden in Buchenwald eingeliefert, wo insgesamt knapp 10000 «Aktionsjuden» inhaftiert wurden.⁴⁾

Da ein ausführlicher Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, sei der Leser auf die vorhandene Literatur verwiesen.⁵⁾ Es muß für unsere Zwecke genügen, kurz auf die Erfahrungen der Breesener Gruppe einzugehen. Der Transport nach Buchenwald gestaltete sich ähnlich wie in den anderen Teilen Deutschlands, für die Zeugnisse existieren. Die Fahrt nach Breslau in Lastwagen verlief ohne besondere Zwischenfälle oder Mißhandlungen. In Breslau ging es zunächst einmal zum Polizeipräsidium, wo die Verhafteten aus allen Teilen Schlesiens im Hof stehen mußten und dort auch zu essen bekamen. Der Polizeipräsident zeigte sich insofern von der humanen Seite, als er etwa sechs Schwerekriegsbeschädigte, die zum Teil auf Krücken angewiesen waren, wieder nach Hause schickte. Die am 10. November verhaftete Gruppe verbrachte die Nacht im Breslauer Polizeipräsidium, wo sie auf Druckbogen konfiszierter Literatur zu schlafen versuchten. Am folgenden Tag mußten die Verhafteten dann gruppenweise zu einem der beiden Güterbahnhöfe marschieren, begleitet von den Beschimpfungen einer nicht sehr großen Menschenmenge, die an beiden Seiten der Straße Spalier stand. Dort angekommen, wurden sie in Personenwagen verladen. Die Behandlung während der Fahrt hing von der Einstellung der Bewacher ab: In einigen Abteilen ging es sehr laut zu, in anderen recht gemütlich. So steckte im Abteil der zweiten Breesener Gruppe ein SS-Mann den Jungen Schokolade zu, wenn der gleichfalls den Transport begleitende junge Polizist gerade nicht hinschaute.⁶⁾

Die Atmosphäre veränderte sich jedoch schlagartig nach der Ankunft in Weimar. Beim Aussteigen auf dem Bahnhof standen SS und Polizei an beiden Seiten des Bahnsteigs und prügelten die Festgenommenen mit Gürteln, Schulterriemen und anderen Schlaggeräten erst einmal die Treppen zur Unterführung hinunter, wo weitere prügelnde Uniformierte sie zwangen, sich in Reih und Glied zu formieren. Dabei gab es die ersten Verletzten und sogar Tote, besonders unter den älteren und kranken Juden.

Wie aus den Berichten ehemaliger nichtjüdischer Buchenwaldhäftlinge hervorgeht, waren diese Mißhandlungen und auch die weitere Behandlung der festgenommenen Juden für die Wachmannschaften reine Routine: So wurden in Buchenwald alle Häftlingstransporte «empfangen». Die völlig verstörten Menschen wurden auf Lastwagen geprügelt und durch das Tor mit der Inschrift «Recht oder Unrecht – mein Vaterland» ins Lager getrieben. Dann folgte, unter ständigen Schlägen, das wilde Gejage durch die Einfahrtstraße zum Hauptlager, den sogenannten «Karachoweg» entlang. Danach aber wurden die Bedingungen für die «Aktionsjuden» schlechter als für die Nichtjuden und die schon früher nach Buchenwald eingelieferten Juden. Ihr Aufenthalt im abgesonderten Teil des Lagers erwies sich als Hölle auf Erden. Die SS pferchte sie in die total überbelegten Behelfsbarracken 1A bis 5A, wo es anfangs nur eine Latrine für die fast 10000 Insassen gab, die in den ersten Tagen überhaupt kein Wasser und später nur wenig erhielten. Die Häftlinge waren rechtlos auf Gedeih und Verderb den SS-Mannschaften und deren Schikanen und Quälereien ausgeliefert.

Einige Namen aus diesen Wochen sind den Breesenern für immer im Gedächtnis geblieben: Da war vor allem der Adjutant des Lagerkommandanten, des SS-Standartenführers Karl Koch, der Rapportführer SS-Obersturmführer Hermann Hackmann, der den Spitznamen «Jonny» trug. Jung, arrogant, mit der Reitpeitsche an die gewienerten Schaftstiefel schlagend, war er eine bekannte Figur im Lager. Täglich erscholl seine Stimme mehrmals durch den Lautsprecher, mit Befehlen, Anweisungen, Drohungen: «Baracken 1A bis 5A, herhören!» Ab und zu erschien auch SS-Obersturmbannführer Arthur Rödl, der erste Schutzhaftlagerführer, im jüdischen Sonderbezirk des Lagers.⁷⁾

Den Ablauf des täglichen Lebens dieser Häftlinge, die im Gegensatz zu den anderen nicht zu Arbeiten eingeteilt wurden – sie waren ja nur vorläufig in Buchenwald, obwohl keiner wußte, ob und wann er entlassen werden würde –, bestimmten jedoch die unteren SS-Chargen, vor allem die Scharführer, und die «Ka-

pos», die selbst Häftlinge und vorwiegend Kriminelle waren. Die Breesener lernten sehr schnell, jedem «Vorgesetzten» möglichst aus dem Weg zu gehen, nicht aufzufallen und den Wachtürmen nicht zu nahe zu kommen, da sich der dort wachhabende SS-Mann mit seiner Maschinenpistole oft die «Unterhaltung» leistete, den Betreffenden in Hab-Acht-Stellung mit entblößtem, am Ankunftstag kahlgeschorenem Kopf in der winterlichen Kälte oft stundenlang stehen zu lassen bis er abgelöst oder des üblen Spiels müde wurde. Willkür, gepaart mit Sadismus und dem fanatischen Antisemitismus der seit Jahren ideologisch verhetzten jungen Männer in SS-Uniform, beherrschten das Leben der Häftlinge, das zusätzlich durch die schlechte Unterbringung und die miserable Versorgung erschwert wurde. «Prinz» berichtet, daß ihm der Scharführer Zöllner am Ankunftstag, als die Neuankömmlinge stundenlang mit den Händen an der Hosennaht strammstehen mußten, mehrmals ohne irgendeinen erkennbaren Grund auf die Füße stampfte. Nur die Tatsache, daß er noch schwere Arbeitsstiefel trug, die er sich in Breesen vor der Abfahrt vorsorglich angezogen hatte, bewahrte ihn vor einem zertrümmerten Spann.⁸⁾

«Nach einer weiteren apokalyptischen Nacht», so berichtet Ernst Cramer, «war ich einer von zwölf jungen Häftlingen, die Kranke und Tote aus den Baracken in das Waschhaus bringen mußten, während sich die anderen der Größe nach in Hundertschaften auf dem Appellplatz formierten. Als wir mit unserer makabren Arbeit fertig waren, wurden wir dem Hunderter-Block mit den kleinsten Leuten zugeteilt, so daß wir zwölf unsere Nachbarn um 20 und mehr Zentimeter überragten. Ein SS-Mann in makelloser schwarzer Uniform versuchte, diese Dissymmetrie zu beseitigen, indem er jedem von uns mehrere Male mit einer Holzplatte auf den Kopf schlug. Zum Glück kam über den Lautsprecher der schnarrende Befehl «Alle Judenvögel sofort in die Baracken!», ehe die Schläge auf unsere Schädel Schlimmeres anrichten konnten als ein paar Beulen und Schrammen und pochende langandauernde Kopfschmerzen.»⁹⁾

Aber dabei handelte es sich nur um die kleineren Quälereien und Schikanen. Viel schlimmer waren andere Dinge: Hunger und Durst, das Fehlen jeglicher ärztlichen Betreuung, die völlig unzulänglichen sanitären Einrichtungen und die primitiven Schlafgelegenheiten. Wegen des mangelnden Kopfraumes konnte man sich im Bett nicht aufsetzen und, da die Menschen nachts wie Sardinen nebeneinandergepreßt lagen, auch nicht umdrehen (von den Leichen, die so mancher gelegentlich beim Aufwachen neben sich fand, gar nicht zu reden). Am meisten litten die Gefangenen unter den dauernden Beleidigungen und Erniedrigungen durch die Wachmannschaften und unter den spontanen Razzien der SS und der Kapos in den Judenbaracken, meist nachts und – so am ersten Wochenende nach der Verhaftungswelle – in schwer angetrunkenem Zustand. Die hilflosen Häftlinge, die dem Barackeneingang am nächsten lagen, wurden wahllos herausgezerrt, beraubt, geprügelt und manchmal ermordet. Kein Wunder, daß viele die Nerven verloren oder Selbstmord begingen, daß die Sterblichkeitsquote während der «Judenaktion» sehr hoch lag.¹⁰⁾

Für die Gruppe der Groß-Breesener war Buchenwald ein ebenso entsetzliches Erlebnis wie für alle anderen Häftlinge. Nach seiner Entlassung schilderte ein Achtzehnjähriger dem Verfasser diese neue Erfahrung: Er habe dort zum erstenmal gespürt, wie billig sein Leben sei. Das hätten ihm die SS-Leute deutlich zum Bewußtsein gebracht. Dennoch verfügten die Breesener gegenüber den meisten anderen Häftlingen über einige Vorteile, die es ihnen ermöglichten, die vier Wochen der Haft (für einige von ihnen war es länger) ohne körperliche und dauernde psychische Schäden durchzustehen. Zunächst einmal waren sie alle in guter körperlicher Verfassung, abgehärtet durch die schwere landwirtschaftliche Arbeit, gewohnt, auch bei schlechtem Wetter lange Stunden im Freien zuzubringen. Noch wichtiger war der psychologische Halt, den sie dadurch fanden, daß sie nicht als einzelne im Lager überleben mußten, sondern als Gruppe. Jeder von ihnen brachte die durch den «Breesener

Geist» geschaffene innere Haltung mit ins Lager, wo Bondy darauf sah, daß sie dort auch weiterhin aufrechterhalten blieb.

Während Gutsinspektor Scheier und Tischlermeister Kiwi der Situation überhaupt nicht gewachsen waren, so daß man sich um sie wie um Kinder kümmern mußte, behielt Bondy, nach einem kurzen psychischen Zusammenbruch – er erlitt in der ersten Nacht im Lager einen Weinkrampf –, die Führung der Gruppe fest in der Hand. Ethische Regeln wie «Bewußtmachung», «Verantwortlichkeit anderen Menschen gegenüber», «menschliche Sauberkeit», die alle aus Bondys Lebenskunde stammten, behielten auch und gerade im KL Buchenwald weiterhin ihre Gültigkeit. Dabei verlor er die praktischen Probleme, die sich aus der Notsituation der Lagerexistenz ergaben, keineswegs aus den Augen. Zusammenhalt der Gruppe und Überleben des einzelnen in ihr durch Bewahren und Stärken der körperlichen und geistigen Kräfte – dieses Ziel bestimmte in erster Linie sein Verhalten. Unter diesem Aspekt ließ er auch zu, daß – sofern sich die Möglichkeit ergab (und sie ergab sich verschiedene Male) – die Findigsten der Gruppe zusätzliche Brot- und Wasserrationen «organisierten», solange diese nicht anderen Häftlingen entzogen wurden. Da die Verteilung des Essens im Buchenwalder Judenlager die ganze Zeit über schlecht organisiert war, achtete Bondy darauf, daß die Lebensmittelrationen jedem einzelnen gerecht zugemessen wurden. Aber auch sonst halfen sich die Breesener gegenseitig nach Kräften. Als einer der älteren Praktikanten die Hilfsbereitschaft anderen gegenüber etwas zu genau nahm und sich als einziger von 10000 Häftlingen sofort meldete, als die SS die Verschmutzung des Judenlagers beanstandete und Freiwillige zum Säubern des Appellplatzes und der Umgebung der fünf Baracken suchte, sprang die gesamte Breesener Gruppe ein, um ihm zu helfen, denn ihm war von der SS angedroht worden, er müsse «über den Bock gehen», falls das Lager nicht innerhalb einer Stunde blitzsauber sei.¹¹⁾

Doch die Breesener kümmerten sich nicht nur umeinander, sondern nahmen auch Anteil am Schicksal ihrer Leidensgenos-

sen. Sicherlich sah Bondy darauf, daß zunächst einmal die Gruppe als Einheit funktionierte und sich den Verhältnissen des Lagers anpaßte. Das stärkte den Selbsterhaltungstrieb und die innere Kraft der Breesener Häftlinge und half ihnen, dem Grauen dieser Wochen gemeinsam standzuhalten und zu überleben. Darüber hinaus versuchten sie, soweit sie konnten, auch anderen Häftlingen beizustehen. So hatten täglich jeweils zwei Mitglieder der Gruppe die Aufgabe, alte und gebrechliche Männer auf dem Weg zur Latrine und zurück zu stützen, was unter den dort herrschenden Zuständen kein leichter Dienst war.¹²⁾

Kampf um Auswanderungspapiere

Inzwischen bemühten sich in Berlin, Amsterdam und New York Angehörige, Freunde, Hilfsstellen und Behörden, den inhaftierten Breesenern so schnell wie möglich Gelegenheit zur Auswanderung zu verschaffen, gleichgültig, ob als einzelnen oder als Gruppe, ob nach Übersee oder nur in ein europäisches Nachbarland. Darüber gibt die nachfolgende Dokumentation Aufschluß. Da die Verhaftungswelle vor allem dem Zweck diente, die Juden aus der deutschen Wirtschaft auszuschalten und sie zur Auswanderung zu zwingen, kamen sie, wenn sie eine Einreiseerlaubnis für ein Emigrationsland vorweisen konnten, meistens sehr schnell aus dem Lager frei.¹³⁾

Bis es soweit war, mußten die Auswanderungswilligen freilich einen zähen und zeitraubenden Kampf mit deutschen und ausländischen Behörden bestehen. Die Unbeweglichkeit der Bürokratie, ihr starres Festhalten an Vorschriften und traditionellen Regeln gerieten häufig zur böartigen Schikane. Dieser Papierkrieg war unvermeidlich, gleichgültig, ob einzelne oder Gruppen durch die Reichsvertretung oder das Palästinaamt ihre Auswanderung betrieben. Polizeiliche Führungszeugnisse und Gesundheitsbescheinigungen mußten erbracht, Steuererklärun-

gen und Vermögensnachweise abgeliefert werden, obwohl es 1939 kaum noch jüdische Vermögen gab und die wenigen noch vorhandenen nicht ins Ausland mitgenommen werden durften. Häufig kam es vor, daß zwei verschiedene Instanzen gleichzeitig darauf bestanden, jeweils erst die Bescheinigung der anderen zu sehen, bevor sie ihre eigene herausrückten. Visa, Affidavits und Zeugnisse von deutschen Behörden waren oft zeitlich befristet, und wenn eines der Dokumente nicht rechtzeitig eintraf, verfielen die anderen, die gerade mühselig beschafft worden waren. So ähnelte der Kampf um die Papiere in vieler Hinsicht einem Lotteriespiel, bei dem die heißersehnte Einwanderungserlaubnis eines fremden Landes am Ende als Preis winkte. Wer schließlich diese Hürden glücklich genommen hatte, der mußte sich um die Dinge kümmern, die er mitnehmen wollte und durfte. Jeder Gegenstand, der ins Ausland ging, wurde zuvor von einem Beamten geprüft; denn es war Juden nicht mehr gestattet, irgendwelche Wertsachen wie etwa Schmuck oder Tafelsilber zu besitzen, geschweige denn sie ins Ausland zu bringen. Unter den Augen eines wachsamem Beamten, zumeist von der Geheimen Staatspolizei, mußte gepackt werden. Jedes Stück wurde in eine Liste eingetragen, dann erst für jedes einzeln die Ausfuhr genehmigt, das Gepäck versiegelt und die nötige Bescheinigung ausgefertigt. Alle diese Schritte kosteten immer wieder Zeit und Geld und waren vor allem zermürend.

Hatte der Ausreisewillige dann endlich die notwendigen deutschen Papiere beisammen, so bedeutete das noch lange nicht, daß er mit den Behörden des Landes, in das er einzuwandern hoffte, im reinen war. Die Verhandlungen mit den ausländischen Dienststellen, also zumeist den Konsulaten, wegen der Durchreise- oder Einreisevisa waren gewöhnlich ebenso aufreibend wie die mit den Bürokraten des nationalsozialistischen Staates. Rückblickend erscheint die Gleichgültigkeit der ausländischen Konsularbeamten, die im Schnecken tempo zu arbeiten schienen und den jüdischen Antragstellern oft mit grober Unhöflichkeit begegneten, empörend und erschreckend, wenn

man sich die Lage vergegenwärtigt, in der sich die deutschen Juden befanden.

Sobald die notwendigen Ausreisedokumente beschafft worden waren, wurden die meisten Breesener Häftlinge am 6. Dezember 1938 aus dem Konzentrationslager Buchenwald entlassen. Sie mußten die obligatorische Erklärung unterzeichnen, daß sie im Lager gut behandelt worden seien, mit keinem Menschen über ihre Erlebnisse reden und Deutschland so schnell wie möglich verlassen würden. Bondy, Scheier, Ernst Cramer und einen jüngeren Lehrgangsteilnehmer entließ die Gestapo erst einige Tage später; sie trafen am 11. Dezember wieder in Breesen ein. Zwei weitere Lehrgangsteilnehmer hielt sie aus unbekanntem Gründen noch länger im Lager fest, den letzten bis Anfang Januar 1939. Für alle war der Aufenthalt in Buchenwald eine schwere Prüfung. Daß die meisten sie bestanden, verdankten sie nicht zuletzt der Breesener Erziehung und damit vor allem dem Leiter des Auswandererlehrguts, Curt Bondy.

Identitätskrisen und Lösung von Deutschland

Die Ereignisse des 10. November und die sich daran anschließenden Wochen der Lagerhaft für die älteren Jungen, der quälenden Ungewißheit für die in Groß-Breesen Zurückgebliebenen – wie die Angehörigen der nach Buchenwald Verschleppten wußten sie fast bis zum Tag der Entlassung nicht, wo ihre Freunde, Söhne oder Männer festgehalten wurden – erwiesen sich als der erste Schritt auf dem Wege zur Auflösung des Lehrguts. Ganz zweifellos endete das «ursprüngliche» Breesen mit diesem Tag, wie Bondy ein Jahrzehnt später zurückblickend feststellte.¹⁴⁾ Aber es gab nicht nur diesen äußerlichen Bruch. Nach dem Pogrom sahen sich die Breesener wie alle deutschen Juden endgültig aus den letzten Lebensbereichen in ihrem Vaterland ausgestoßen, in denen sie bis dahin noch geduldet worden

waren. Diese Erkenntnis, die dem Schock der eben durchgestandenen Bedrohung folgte, löste in vielen Juden eine Reaktion aus, die man als Identitätskrise bezeichnen kann. Auch den Breesenern blieb sie nicht erspart, wie aus den wenigen vorhandenen Aufzeichnungen hervorgeht, die die Zwiespältigkeit der Gefühle angesichts dieser Lage in aller Deutlichkeit zum Ausdruck bringen. Einer der Jungen schrieb am Abend des 10. November 1938 in sein Tagebuch: «... ich bin Jude und doch kein Jude, Deutscher und doch kein Deutscher ...», und am folgenden Tag fügte er hinzu: «Wahrlich, man fürchtet sich, Jude, und schämt sich, Deutscher zu sein. Aber man ist beides, und ist es beides wieder nicht.»¹⁵⁾ Damit begann, auch bei den Zöglingen von Groß-Breesen, der schmerzhafteste Lösungsprozeß der deutschen Juden von all dem, was viele von ihnen auch nach dem 30. Januar 1933 noch mit dem Begriff «Heimat» verbunden hatten.

Ein «positives» Resultat brachte die «Judenaktion» vom November 1938. Sie löste eine internationale Welle der Empörung aus, und für eine begrenzte, aber wertvolle Frist öffneten sich den deutschen Juden die Grenzen einiger Länder der Welt ein wenig weiter. Diese kurze Chance genügte, um den Groß-Breesenern der ersten und zweiten «Generation», also denen, die ihre Ausbildung vor 1938 begonnen hatten, die Emigration zu ermöglichen. Die Mehrzahl der aus Buchenwald entlassenen Lehrgangsteilnehmer fand in Holland, im «Joodse Werkdorp Nieuwesluis», eine vorläufige Zuflucht.¹⁶⁾ Fünfundzwanzig Jungen und Mädchen gingen nach England, wo sie als Landarbeiter und Hausgehilfinnen untergebracht werden konnten. Das Ehepaar Scheier, Groß-Breesens Ärztin Ilse Lehmann und Bondy selbst emigrierten ebenfalls nach England. Diesen hielt es jedoch dort nicht lange. Nachdem er für kurze Zeit in einem englischen Flüchtlingslager eine leitende Stelle bekleidet hatte, kehrte er nach Holland zurück, um zusammen mit den dortigen jüdischen Hilfsorganisationen möglichst vielen Juden aus Deutschland herauszuhelfen. Dabei richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf die in Groß-Breesen zurückgebliebene «dritte Genera-

tion» von Lehrgangsteilnehmern, die fast alle noch sehr jung waren und zumeist im ersten Jahr ihrer Ausbildung standen.

Im Sommer 1939 erhielten die Mitglieder der Gruppe, die ihre Zukunft in Virginia aufbauen wollte und sich noch immer in Deutschland befand, endlich ihre Einreisevisa. Vier weitere Lehrgangsteilnehmer folgten den beiden Praktikanten, die schon in Kenya waren, und eine Gruppe von 21 Jungen und Mädchen schiffte sich in Rotterdam nach Australien ein.¹⁷⁾ Andere gingen einzeln nach Palästina, Holländisch-Ostindien, Schweden, Frankreich, Argentinien und Belgien. Ende des Jahres 1939 lebten 118 Lehrgangsteilnehmer und sechs ehemalige Angehörige des Verwaltungsstabs über fünf Erdteile verstreut; damit waren wenigstens diejenigen, die in überseeischen Ländern Zuflucht gefunden hatten, Hitlers Verfolgungs- und Ausrottungsmaßnahmen entzogen.¹⁸⁾ Doch es gelang nicht allen Jungen und Mädchen aus Groß-Breesen, dem Schicksal der «Endlösung» zu entgehen. Die kleine Gruppe derjenigen, die nach dem Zwangsaufenthalt in Buchenwald im holländischen Werkdorf Nieuwesluis Aufnahme gefunden hatten und nicht mit der Virginiagruppe nach Amerika gingen, wurde nach der Besetzung Hollands in das Konzentrationslager Mauthausen verschleppt und dort ermordet. Fast die gesamte «dritte Generation» von Groß-Breesen ging, wie noch berichtet werden muß, in Auschwitz zugrunde.

Der Untergang des jüdischen Lehrguts Groß-Breesen

Doch noch einmal zurück nach Groß-Breesen.¹⁹⁾ Nachdem Bondy, Scheier (nicht aber Meister Kiwi) und fast alle Jungen und Mädchen der «ersten» und «zweiten Generation» spätestens Mitte 1939 Deutschland verlassen hatten, wurden die freigewordenen Lehrplätze neu vergeben. Im Sommer 1939 waren es 114 Jungen und Mädchen, die nun die «dritte Generation» von

Groß-Breesenern bildeten. Die Reichsvertretung der Juden in Deutschland, die noch immer für das Lehrgut verantwortlich zeichnete, berief den Pädagogen Walter Bernstein zum Nachfolger Bondys. Anstelle Scheiers kam ein Gutsinspektor Dingethal, wahrscheinlich von einer staatlichen oder einer Parteidienststelle eingesetzt, der nach Kriegsausbruch nur noch Gastrollen in Groß-Breesen gab, da er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Allerdings scheint er so nahe beim Gut stationiert gewesen zu sein, daß er seinen Pflichten wenigstens pro forma weiterhin nachkommen konnte. Wer seine täglichen Aufgaben übernahm, bleibt unklar. Jedenfalls scheint Dingethal seinen Auftrag korrekt und sogar wohlwollend durchgeführt zu haben, so daß die Lehrgangsteilnehmer nicht nur eine gute Ausbildung erhielten, sondern auch anständig behandelt wurden.

Mit der Zeit ging dann die Zahl der Schüler zurück. Einigen, wie z. B. Klaus Freund, gelang es noch auszuwandern. Die meisten wurden einzeln oder in kleinen Gruppen zum landwirtschaftlichen Arbeitseinsatz auf benachbarte Güter oder in Waldarbeitslager abkommandiert, so daß im August 1941 die Zahl der Jungen und Mädchen in Groß-Breesen auf 43 zurückgegangen war. Vom ursprünglichen Lehrstab war nur noch Meister Kiwi übriggeblieben. Anfang 1941 kamen, wohl aufgrund einer Stellenanzeige, die Eltern von Arthur Wolff, der sich bereits in Groß-Breesen aufhielt, auf das Gut, und Arthurs Vater Walter, der sich bald das Vertrauen des Inspektors erwarb, wurde landwirtschaftlicher Leiter. Damit war für die wenigen, die dort weiterhin ihre Ausbildung erhielten, der Aufenthalt in Groß-Breesen zumindest immer noch erträglich, obwohl das Lehrgut seit Ende November 1938 nicht mehr die fast stille und geschützte Insel in den um sie herum brandenden Verfolgungswellen sein konnte.

Am 31. August 1942 fand das Projekt Groß-Breesen dann sein offizielles Ende. Das jüdische Auswandererlehrgut wurde durch Gestapobefehl geschlossen, seine Belegschaft dem landwirtschaftlichen Arbeitseinsatz zugeteilt.²⁰⁾ Das bedeutete zwar

nicht, daß alle sich noch zur Ausbildung dort aufhaltenden jüdischen Jugendlichen sofort abtransportiert wurden, aber der Untergang nahte. Im Oktober 1941 war der Leiter des Lehrgutes, Bernstein, seiner Aufgabe enthoben und in ein Forsteinsatzlager abgeschoben worden. Von dort wurde er später nach Auschwitz deportiert, wo er 1943 starb. Im Dezember 1941 wurde Dingethal als Inspektor durch einen Herrn Hildebrandt abgelöst, einen Parteigenossen, der den noch in Groß-Breesen verbliebenen Jungen und Mädchen das Leben schwer machte. Er führte die Sonntagsarbeit ein, kürzte die Lebensmittelrationen und schikanierte die Jugendlichen, wo immer er konnte.

Hinzu kam, daß sich die allgemeine Situation der Zivilbevölkerung infolge der Kriegslage ständig verschlechterte, wovon auch die Groß-Breesener nicht verschont blieben. Doch selbst die geringen Kleider- und Lebensmittelzuteilungen, die Hildebrandt für die Belegschaft verwaltete, wurden den jüdischen landwirtschaftlichen Arbeitern – denn Lehrgangsteilnehmer waren sie nun nicht mehr – zum Teil vorenthalten. Wie sehr sie der Hunger quälte, zeigt das erhaltene Tagebuch eines der Jungen. Knappe, sehr sachliche Bemerkungen über die unzureichenden Essensrationen kehren immer wieder, so in drei aufeinanderfolgenden Eintragungen von Mitte Januar 1943:

«Das Schloß wird für uns unzugänglich. Eingabe bei Hildebrandt wegen des Essens.» Am nächsten Tag: «Alarmierung aller Leute zum Appell. ‹Ihr habt Euch über das Essen beschwert, das Essen sei schlechter geworden. So etwas gibt es nicht ... Von jetzt bekommt Ihr nur noch, was Euch zusteht ...›» Drei Tage später: «Bisher fiel die Suppe früh und das warme Abendessen aus, so daß wir uns selbst verpflegen mußten. Auch Weißkäse fiel weg. Die Rationen betragen für diese Woche 125 gr. Fett und 175 gr. Marmelade.»²¹⁾

Seit Anfang des Jahres 1943 wurde das Schloß von Groß-Breesen als Wehrmachtlazarett genutzt. Mit Beginn der Renovierungsarbeiten und sonstigen Vorbereitungen im Oktober 1942 hatten deshalb die bis dahin noch in diesem Gebäude wohnen-

den Jungen und Mädchen (aber auch die «Arier», wie z. B. Inspektor Hildebrandt) in freigewordene Wohnungen der Instleute umziehen müssen, wo sie in äußerst beengten Verhältnissen lebten.²²⁾

Bis zu diesem Zeitpunkt hegten die 43 jungen Leute der «dritten Generation» noch die Hoffnung, weiterhin in Groß-Breesen bleiben zu können. Abgeschnitten von der Außenwelt erfuhren sie zwar, daß Juden «evakuiert» wurden; was dies tatsächlich bedeutete, scheinen sie aber nicht gewußt zu haben. Ihre größte Sorge war, aus Groß-Breesen fortgehen und irgendwo, unter fremden Menschen, Zwangsarbeit leisten zu müssen. «Der Jahreswechsel verlief ereignislos. Wir hoffen alle, noch lange hierbleiben zu können», notierte der junge Tagebuchschreiber am 1. Januar 1943, ungefähr zwei Monate, bevor er deportiert wurde.

Die Furcht vor der Vertreibung aus dem ehemaligen Lehrgut war nur zu berechtigt. Am 21. Oktober 1942 erschienen wieder einmal Gestapobeamte; sie teilten den Jungen und Mädchen mit, daß am 31. Oktober die fünf verbliebenen Ehepaare, alle Mädchen und sechs Jungen, zusammen 22 Personen, aus Groß-Breesen zum landwirtschaftlichen Einsatz umgesiedelt würden. Arthur Wolff gehörte zu dieser Gruppe. Sie kam nach Grüssau bei Landshut in Schlesien, wo sie in dem berühmten Kloster untergebracht wurde. Grüssau diente vermutlich als Sammelstelle, da sich dort schon sehr viele Juden befanden. Die Gruppe verlor bald den Kontakt mit Groß-Breesen; die einzelnen Mitglieder wurden auf verschiedene Transporte verteilt. Die meisten kamen wohl unmittelbar nach Auschwitz, einige wenige, unter ihnen alle drei Wolffs, wurden erst nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz transportiert.

So blieben 25 Jungen in Groß-Breesen zurück, wo sie noch den Winter über arbeiteten. Langsam wurde ihnen klar, daß auch sie früher oder später das Gut verlassen mußten, daß an ihre Stelle «Ostarbeiter» treten würden. Die erste Russin traf am 25. November 1942 ein, und im Februar 1943 folgte eine Gruppe

von weiteren vierzig Russen. Damit war der Weg frei, Ende Februar oder Anfang März 1943 – das genaue Datum ist nicht festzustellen – auch die restlichen 25 Jungen aus Breesen abzutransportieren. Nur einer von ihnen, Hans Hirsch, hat den Völkermord überlebt.

Verlorene Jugend

Damit endete, fast genau sechs Jahre nach der Gründung des Lehrgutes Groß-Breesen, der Versuch, einer geringen Zahl von jungen jüdischen Menschen in einer Zeit staatlich sanktionierter Erniedrigung und Unterdrückung ihr Selbstwertgefühl und ihre psychische Integrität zu bewahren und sie nicht nur fachlich, sondern auch psychologisch und vor allem charakterlich auf die Auswanderung nach Übersee vorzubereiten. Eine beträchtliche Zahl der Lehrgangsteilnehmer wie auch Curt Bondy selbst kamen aus der Jugendbewegung, von der sie nicht nur ihre Spitznamen, sondern auch schon ihre bündische Haltung mit nach Groß-Breesen brachten. Die Bondysche Erziehung mit ihren hohen moralischen Ansprüchen vermittelte ihnen zusätzliche Werte und Anschauungen, so daß viele von ihnen ein ausgeprägtes, gelegentlich fast arrogant anmutendes Elitebewußtsein entwickelten. Dies alles machte den «Breesener Geist» aus, mit dem sie an alle ihnen gestellten Aufgaben herangingen und der auch immer wieder aus den nachfolgenden Dokumenten spricht.

In dieser, aber eben nur in dieser Beziehung, trug die Gruppe der Groß-Breesener besondere Züge; sie ist deshalb nicht charakteristisch für das deutsche Judentum als solches. Andererseits spiegeln die Erfahrungen dieser Gemeinschaft im Mikrokosmos die für die deutschen Juden in ihrer Gesamtheit so schicksals-

schwere Zeit wider. So wurden einige Jungen und Mädchen aus Groß-Breesen Opfer jener Ausweisung polnischer Juden vom Oktober 1938, und wie für viele andere waren auch für die Groß-Breesener die Monate nach der «Kristallnacht», als die oft verzweifelte Suche nach Auswanderungsmöglichkeiten begann, nicht nur eine Zeit der Verzweiflung, der Enttäuschungen und der zerstoßenen Träume. Es war auch eine Zeit des Umdenkens, des Neubeginns. Es sei durchaus richtig, so schrieb Curt Bondy an einen ehemaligen Groß-Breesener, «daß es nicht Sinn hat, dem *alten* Groß-Breesen nachzutruern». Es würde aber neue Groß-Breesen geben, «in Argentinien, in Virginia, in Australien, in Kenya, vielleicht auch in Paraná . . ., ist das nicht Lebensaufgabe genug, und haben wir da Grund, traurig und hoffnungslos zu sein?»²³⁾

Mindestens für die Breesener der «ersten und zweiten Generation», die das Glück hatten, noch auswandern zu können, gab es tatsächlich keinen Grund zur Entmutigung. Was sie aus Deutschland mitnahmen und was ihnen keine Gesetze, keine Durchführungsverordnungen nehmen konnten, waren die gemeinschaftliche Verbundenheit und die charakterliche Prägung durch eine kurze, aber intensive Ausbildungszeit, die über Jahrzehnte hinweg für sie bestimmend sein sollte, und die Verwurzelung in der deutschen kulturellen Tradition, die auch ein Hitler letztlich nicht hatte in Frage stellen können. Was sie zurückließen, waren ihnen entfremdete Menschen, die ihren jüdischen Mitbürgern die Berechtigung absprachen, sich weiterhin als Deutsche zu fühlen und in Deutschland zu leben. So emigrierten sie, die wie Hunderte von anderen deutschen Juden Fremde im eigenen Land geworden waren, in andere Länder, wo sie auf Jahre hinaus auch wieder Fremde blieben, ehe sie ihre neue Heimat auch wirklich als solche empfanden. Die Suche nach diesem sicheren Hafen an stürmischer See erforderte nicht nur Geduld, innere Kraft und Beharrlichkeit, sie erforderte auch Reife. Die Generation, die 1933 kaum aus den Kinderschuhen herausgewachsen war, reifte schnell. Die Umstände zwangen sie, die Sor-

gen und Pflichten von Erwachsenen zu tragen; auf ihren Schultern ruhte die Verantwortung für das eigene Überleben und das anderer, und sie mußten sich ihr gewachsen zeigen. So ging einer ganzen Generation eine wichtige Entwicklungsphase verloren: ihre Jugend.

4. Dokumente

Einleitung

Die folgenden Dokumente aus dem Zeitraum von November 1938 bis Juli 1939 sind im Lauf der Jahre in den Besitz des Verfassers gelangt. Sie beziehen sich weitgehend auf zwei zentrale, eng miteinander verknüpfte Themen. Zum einen veranschaulichen sie die mühselige Suche nach einem Land, das gewillt war, junge, landwirtschaftlich ausgebildete Juden aufzunehmen. Zum anderen enthalten sie Kommentare aus der Sicht der Betroffenen zur nationalsozialistischen Judenpolitik und ihren Auswirkungen, speziell nach dem Novemberpogrom 1938, also zu den Ereignissen, die die Auswanderung überhaupt erst notwendig machten. Daß sowohl die Auswanderungsprobleme als auch die politischen Vorgänge aus der damaligen Perspektive gesehen und kommentiert werden – und zwar vorwiegend von Jugendlichen –, unterscheidet diese Dokumentation von Memoiren und Abhandlungen, die später aus der Rückschau geschrieben wurden, und gibt ihr das besondere Gepräge. Dabei ist anzumerken, daß für diesen Abschnitt deutsch-jüdischer Geschichte ohnehin recht wenige derartige Zeugnisse vorliegen.

Schon der Stil läßt deutlich erkennen, daß es sich hier um Briefe und Aufzeichnungen noch sehr junger Menschen handelt. So war «Töpfer», der schon im Mai 1936 nach Groß-Breesen kam und dort blieb, bis er im Herbst 1937 auswandern konnte, ebenso wie sein Freund «Meui» 1938 achtzehn Jahre alt. Dieser war einmal kurz zu Besuch in Groß-Breesen gewesen, lebte im November 1938 schon längere Zeit in Amsterdam, ging dort aufs Gymnasium und sprach fließend holländisch. Die beiden Jungen kannten sich aus der Jugendbewegung, in der sie auch ihre Spitznamen erhalten hatten, und trafen sich als Emigranten in Amsterdam wieder.

Die Dokumentation beginnt im November 1938 und zeigt die Bemühungen der beiden, nach Bekanntwerden des in Deutsch-

land wütenden Pogroms von amerikanischen Hilfsorganisationen die notwendigen finanziellen Mittel zu erhalten, um zumindest einigen der verhafteten Groß-Breesener Freunde die Entlassung aus dem Konzentrationslager und einen Unterschlupf im holländischen Werkdorf Nieuwesluis, einem landwirtschaftlichen Durchgangslager für Flüchtlinge, zu ermöglichen. Ihr Verbindungsmann in New York, Joseph Loewensberg, war der Bruder eines Groß-Breesener Praktikanten, der damals schon zusammen mit einigen anderen, individuell ausgewanderten Lehrgangsteilnehmern, auf der Thalhimerschen Farm in Virginia, Hyde Farmlands, lebte und arbeitete. Joseph Loewensberg kannte Groß-Breesen, da er seinen Bruder vor seiner Auswanderung in die USA dort besucht hatte.

Um den Umfang der Edition in annehmbaren Grenzen zu halten und ermüdende Längen zu vermeiden, war eine Auswahl aus den Briefen und dem Tagebuch notwendig. Außerdem mußten viele der ausgewählten Dokumente gekürzt werden. Solche Auslassungen sind gekennzeichnet. Es handelt sich dabei vor allem um rein private Angelegenheiten, um technische Einzelheiten, die heute nicht mehr von Interesse sind, und um Wiederholungen. Bei der Auswahl und den Kürzungen war der Herausgeber bemüht, keine inhaltliche Zensur auszuüben und sich strikt an die angeführten Kriterien zu halten. Es kam ihm vor allem darauf an, an Hand der Dokumente ein möglichst unverfälschtes Bild von der damaligen Lage und den aus ihr erwachsenden Problemen zu vermitteln. Die gesamte erhaltene Korrespondenz aus jener Zeit befindet sich im Archiv der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg.

Stilistische Änderungen wurden nicht vorgenommen. Lediglich die Rechtschreibung wurde, wenn es sich offensichtlich um Schreib- oder Tippfehler handelte, berichtigt.

Schließlich noch ein Wort zur Identität der in den Dokumenten zumeist nur mit Vor- oder Spitznamen genannten Personen. Einige der noch lebenden Groß-Breesener, mit denen der Herausgeber vor der Veröffentlichung in Verbindung trat, bestanden

darauf, daß ihre Anonymität gewahrt und sie nur mit dem Vor- oder Spitznamen genannt würden. Deshalb wurde generell so verfahren. Nur in Fällen, in denen der volle Name – zumeist bei damals schon erwachsenen Personen – in den Dokumenten erscheint, wurde er beibehalten.

Dokument 1

TAGEBUCH TÖPPER

Amsterdam, den 10. November 1938

Warum ich so lange nicht einschrieb? Ich weiß es nicht! ... Die letzten Monate und Wochen waren wild und gespannt, im Großen wie im Kleinen. Im September stand ein Weltkrieg nahe bevor, und die Welt war in toller Aufregung und Spannung. [Das Auswanderungs- und Siedlungsprojekt] U.S.A. läuft immer noch, und man muß warten, warten, warten. Am 30. Oktober jährte sich der Tag meines Rausgehens. Ein stiller Tag für mich, ein Schicksalstag. [...] Dies alles ist mein kleines, persönliches Leben, mein bißchen Ich. Ach, und wie unwichtig ist es zum Großen. Deutschland hat im September einen Teil der Tschechoslowakei annektiert, und es wäre um ein Haar zum Krieg gekommen. Bewaffnet stand sich Europa gegenüber, bereit, aufeinander loszugehen. Ob es Bluff war? Wer kann das sagen?! Jedenfalls schlossen die Staatsmänner Englands, Deutschlands, Italiens und Frankreichs einen sogenannten Frieden, in dem sie sich ewige Treue schworen und [den sie] in Wirklichkeit als Atempause zum Weiterrüsten gebrauchten und noch gebrauchen. Aber nun ist Deutschland eine Macht, ein Faktor in Europa, mit dem man rechnen muß. Jedes Land hat Angst vor jenem Diktator, der aus dem Nichts ein All machte. Und sie bangen mit Recht.

Vorgestern nun, am 8. November, machte ein junger polnischer Jude ein Attentat auf den deutschen Gesandtschaftssekretär von [richtig: vom] Rath zu Paris, der gestern seinen Verletzungen erlegen ist. Dieses Attentat, dessen Ursache weiter nichts ist als eine Rache, blind und unüberlegt, für die in der letzten Woche aus Deutschland zu Tausenden ausgewiesenen polnischen Juden, denen man in Polen die Staatsbürgerschaft aberkannte und die Deutschland deshalb noch kurz vorher herauswarf, dieses Attentat wurde heute von Deutschland her mit einem «Pogrom», der ganz systematisch angelegt war, erwidert. In Berlin brennen die Synagogen, sind die jüdischen Geschäfte geplündert und demoliert, werden die Juden verhaftet und sehen einem tollen, ungewissen Schicksal entgegen. Im Laufe dieser Woche sollen nun auch noch Gesetze herauskommen, [wie] man «staatlich» gegen die Juden vorgehen [will]. Das deutsche Volk hat sich verloren, es degeneriert und versaut, von Proleten, die sich Führer schimpfen, systematisch verdorben. Trostlos ist die Lage der Juden. Kaum ein Land, das noch jemanden hereinläßt. Kaum ein Staat, in dem das Wort «Antisemitismus» nicht existiert. Und doch wird es weitergehen, doch müssen alle die Zähne zusammenbeißen und aushalten. Oh, wie komme ich mir als Feigling vor, hier im Ausland so etwas zu schreiben. Wieviel lieber würde ich heute in Deutschland sein, da, wo meine Kameraden sind. Wer weiß, wie es ihnen geht? Morgen erst kann ich ihnen schreiben.

Furchtbar dieses Gefühl des Nichthelfenkönnens. Warum ist man so hilflos, warum gibt es kein Recht mehr auf der Welt? Gibt es einen Gott? [...] Komisch, ich bin Jude und doch kein Jude, Deutscher und doch kein Deutscher. Ich glaube an Gott, und tue es doch wieder nicht. Und so ist es mit allem. Halb sind wir, halb wohnen wir, halbe Gäste sind wir, halb leben wir, lebe ich. Ich will aber ganz werden, ich muß meinen Weg finden, fort von Europa, dahin, wo es möglichst wenig Menschen gibt und viel Tiere, Wälder, Berge, Einsamkeit der Welt. [...]

Aber vielleicht klappt doch New-Breesen einmal, und dann

werde ich wieder eine Aufgabe haben, und eine andere, als meinem Vater im Geschäft etwas [zu] helfen. Aber all das ist wieder «Ich», und es geht ja heute nur um die paar Menschen in Deutschland, die ihre Religion wie ein Damoklesschwert mit sich tragen. Um Menschen, zu denen ich gehöre und die doch nicht meine Menschen sind. Aber egal wie es ist, wen und wieviel ich von ihnen anerkenne, ich will und muß ihnen helfen, so gut ich es kann. Hell als ein Fanal des Hasses, der Zerstörung und der Sinnlosigkeit lodern in Deutschland die Synagogen zu einem Himmel empor, den es entweder nicht gibt oder aber der so lange schweigen wird, bis auch der Obersalzberg ein Meer der Flammen wird, der Obersalzberg und mit ihm ein Regime des Todes und des Terrors.

Amsterdam, den 11. November 1938

Ich bin sehr down. Der Terror in Berlin und Deutschland geht weiter. Man fürchtet entsetzliche «Gesetze». Was werden soll, das weiß keiner. [...] «Ein Schandfleck, wie ihn die Deutsche Geschichte noch nicht kannte», schreiben die holländischen Zeitungen. Wahrlich, man fürchtet sich, Jude und schämt sich, Deutscher zu sein. Aber man ist beides, und ist es beides wieder nicht. Verrückt, verrückt, verrückt. Das Schlimme ist, daß man nicht helfen kann, daß man hilflos zusehen muß, wie Menschen, die einem lieb sind, enteignet, mißhandelt und vielleicht sogar getötet oder gefangengesetzt werden. Meui, mit dem ich kurz sprach, geht es so wie mir. [...] Sonst gibt es nichts.

Amsterdam, den 12. November 1938

Abends rief mich Sala an und teilte mir mit, daß er in «Het Volk» gelesen hätte, daß Bo [Bondy] und zwanzig G.B.er [Groß-Breesener] verhaftet seien. Ich habe mich überzeugt. Es ist wahr. Ich kann heute nichts mehr schreiben. Morgen müssen wir versuchen, wie wir helfen können! [...] Ich will mir jetzt vornehmen,

das *nie* zu vergessen. Ich will helfen, will alles versuchen, um irgend etwas zu erreichen. Und ich werde auch einmal rächen, denn das darf nicht ungesühnt bleiben. Bo verhaftet! Ich will helfen, ich muß helfen!

Dokument 2

TELEGRAMM (Kopie) Töpfer und Meui,
Amsterdam, an Joseph (Joe)
Loewensberg, New York, 13. November 1938

Zeitung meldet Verhaftung Bo mit 20 Jungen / forciert Washington¹⁾ / Brief folgt / Töpfer

Dokument 3

TÖPPER AN JOSEPH LOEWENSBERG,
13. November 1938

Lieber Josef!

Dieser Brief ist nicht nur für Dich, sondern ich bitte Dich, ihn weiterzugeben. Nach Hyde-park Farm, an Thalheimer²⁾, an Dackels Bruder, wenn er drüben sein sollte, und an Borchardt³⁾.

Was eben in Deutschland los ist, wirst Du wahrscheinlich zum Teil aus den Zeitungen und dem Radio wissen. Es herrscht ein Terror, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hat. Ich habe hier einen Bekannten, dem es gelungen ist, zu flüchten, und der überhaupt nicht fähig war, richtig zu erzählen. Gestern abend rief mich Sala an und teilte mir mit, daß er in der Holländischen Zeitung «Het Volk», einem der 3 großen Blätter, gelesen hätte, daß Bondy und zwanzig Jungen verhaftet seien. Ich will Dir die

Stelle aus dem Blatt selber zitieren: «12. 11. Abendblatt Het Volk. Übersetzt aus dem Holländischen. Bei Breslau, wo eine Ausbildungsstätte für Juden ist, die im Ausland als Bauern ihr Brot verdienen wollen, machte die Gestapo einen Einfall. Der Direktor, Professor Bondy, und 20 Lehrlinge wurden verhaftet. Ein Junge von 17 Jahren bekam zu hören: «Grünspan, der Mörder, war erst 17 Jahre alt, und darum verhaften wir gerade Dich!»»

Ferner bekam ich heute eine Eilkarte von vier Breesenern, die zu diesem Tag gerade in Berlin waren, in der sie mir schreiben, daß sie *noch* all-right sind, aber in G.B. alle Leute über 18 Jahre und noch Bo und Scheier verhaftet seien. Sie haben das natürlich nicht so offen geschrieben, wie ich es jetzt tue, aber es war so verständlich, daß ich mich wundere, wie diese Karte durchkam.

Ich habe Dir, Josef, das Telegramm geschickt, damit man jetzt evtl. den sowieso fälligen Wash[ington]-Brief⁴⁾ bekommt. Hat man einmal dieses Papier, und es muß zu bekommen sein, dann ist es am besten, daß Borchardt und Thalheimer sich drüben mit Rechtsanwälten in Verbindung setzen und versuchen, die Menschen über diesen Weg herauszubekommen. Es ist eine kleine Möglichkeit, aber vielleicht geht sie. Wir müssen alles, alles versuchen, um ein wenig zu helfen. Jeder Mensch, der aus dieser Hölle drüben herauszubekommen ist, muß raus. Wir können nicht allen helfen, aber wenn jeder Mensch versucht, so viel wie möglich sich einzusetzen, dann muß es zum Teil gelingen. Wir sind draußen, um alles zu versuchen. Sieh, was Verhaftung bedeuten kann, brauche ich Dir ja nicht zu schreiben. Es kann 3 Stunden dauern, es kann 30 Jahre dauern. Es kann nur Haft sein, es kann aber auch K.Z. und damit Folter und Tod sein. Herrgott, es ist alles so unglaublich furchtbar! Angenommen, die Jungen und Bo und Scheier werden wieder entlassen, dann ist jeder Tag, den sie länger drinnen sind, eine Qual.

Unsere jüdische Jugend ist recht schwach geworden, und wir wissen ja alle, wie es um den Nachwuchs steht. Aber soll denn

der Rest, der noch relativ stark war, der noch Chancen hat, etwas zu leisten, soll denn der auch noch kaputtgehen? Die Menschen, die bisher noch allem getrotzt hatten, die Jugend, sie wird jetzt systematisch zerbrochen und geht vor die Hunde, wenn nicht bald irgendwie Hilfe kommt. Wir können der älteren Generation nicht mehr die alte Tatkraft zurückgeben, wenn es ihr gelingen sollte, zum Teil, herauszukommen, aber wir können vielleicht noch die Jungen und Mädels retten, können noch Menschen herausbekommen, deren Tatkraft noch nicht gebrochen ist!

Ich selber hier bin machtlos. Ich kann nur schreiben und es Euch weitergeben, was ich von drüben höre. Ihr, Du, Heinz Kellermann⁵⁾, Haka, alle die, denen die Menschen da drüben besonders am Herzen liegen, Ihr müßt Euch jetzt mit aller Kraft dafür einsetzen. Nicht allein für den Washington-Brief. Der kann leider nur einige Menschen herausbekommen, wenn er rechtzeitig kommt. Aber versucht, Menschen zu finden, die genug Tatkraft und Einfluß haben, um tatkräftig zu helfen. Versucht, Menschen zu finden, die Bürgschaften stellen. Versucht, einflußreiche Menschen zu finden, die Eingaben an die Regierung machen. Hämmert den Menschen drüben ein, daß Amerika bisher immer ein Land der Hilfe und der Freiheit gewesen ist, und meist für Menschen, die es gar nicht so unendlich nötig hatten wie die Juden und speziell die jüd[ische] Jugend in Deutschland. Ihr braucht gar keine langen Worte. Müßte es nicht eigentlich für einen Erdteil, wie es Nord-Amerika ist, genügen, wenn man einem Amerikaner heute eine Zeitung in die Hand drückt und sagt: «Sieh, so geht es Menschen, die nicht anders sind als Du und Du und Du? Sie haben weiter kein Verbrechen begangen, als Juden zu sein. Amerika ist groß, und wenn es auch Arbeitslose hat, so bringen doch auch die Juden wieder Arbeit ins Land, und was sind wirklich eine halbe Million Menschen, wenn man sie buchstäblich aus der Hölle holt? Wird Amerika davon kaputtgehen? Nein! Wird es so schreckliche Nachteile haben? Nein!»

Seht, braucht es denn noch mehr Worte? Ich glaube, daß es den Jungen auf Hyde-park farmlands nicht anders geht als eben mir, wenn sie sich vorstellen, daß die Menschen, die ihnen reichlich nahestehen, jetzt irgendwo in Deutschland rumgeschleppt werden, und ihr Schicksal mehr als ungewiß ist. Jungen, die man zum Teil so kannte wie sich selber, ganz zu schweigen von Bo und von Scheier. Und ich glaube, man kann ihnen helfen, man kann sie, wenn man die nötigen Papiere hat, sowohl aus der Haft befreien als sie auch aus Deutschland herausbringen. Und das wäre, wenn es sich auch zunächst nur um einen kleinen Kreis von Menschen handelt, doch schon Hilfe. Versucht, daß die Affidavitgeber noch einmal Affidavits [Bürgschaften] stellen, da ich über den Verbleib der übrigen im Zweifel bin. Sie lagen in Bo's Schreibtisch, und nur die Verwandtenaffidavits sind eingereicht. Sie sollten da bis zum Was[hington]-Brief liegen. Vielleicht könnte man sie jetzt zusammen mit dem Brief direkt an das Konsulat senden, aber das werden die zuständigen Stellen schon zu entscheiden wissen. Die Hauptsache wäre eben, daß von Regierungsseite etwas getan wird. Ich habe zum großen Teil nur von den Breesenern gesprochen, da ihr Schicksal mir sehr, sehr wichtig ist. Das brauche ich ja nicht noch extra zu betonen. Und ich wiederhole, daß, wenn man ihnen, denen man meiner Ansicht nach helfen kann, hilft, daß man damit schon recht viel tut. Aber deshalb ist immer noch das Schicksal der übrigen, das nicht besser und nicht schlimmer ist, und denen man versuchen muß, auch einen Weg zu bahnen.

Ob und wie weit das möglich ist, das kann man natürlich nicht wissen. Aber den Breesenern kann man helfen, und ich hoffe, daß Ihr es erreicht. Ich gebe die mutmaßlichen Namen derer an, die verhaftet sind und die Ihr zum Teil kennt; es ist nur ein Bruchteil: Bondy, Scheier, Dackel, Juwa, Knirps, Prinz, Manfred, Klaus Herrmann, Ernst Cramer, Klobü und eben alle übrigen Jungen über 18. Wie Ihr wohl wißt, war das ein sehr großer Teil. Diese aufgezählten sind mutmaßlich dabei, denn sie waren wohl an diesem Tag in Breesen. Jochen und Leus, Traut und Stef

sitzen soeben noch in Berlin, und auch für sie ist zu fürchten. Wenn das Beispiel von Frankfurt a.M. Schule macht (alle von 18–60 verhaftet, die Juden und Männer sind), dann ist auch für diese Menschen in Berlin zu fürchten.

Ich will jetzt nicht mehr schreiben. Dieser Brief ist vielleicht etwas wirr geschrieben, aber er ist wohl trotzdem zu verstehen. Ich erwarte besonders Deine Nachrichten, Josef! Ich habe nicht nur allein an Dich geschrieben, aber bitte sei nicht böse drüber. [...]

Versuche etwas zu erreichen, ja? Ich erwarte bald Deine Nachricht.

Grüße all die, die ich kenne.

Herzlichen Gruß an Dich

Dokument 4

TAGEBUCH TÖPPER

Amsterdam, den 13. November 1938

Vor allem korrespondiert. 1 Brief an Josef Löwensberg um Hilfe, dann einen an Leus' Onkel nach London, damit der Leus evtl. zu sich nimmt. Vormittags schickten wir ein Kabel nach New York, daß Bo und zwanzig Leute verhaftet seien und sie den Was[hington-]Brief beschleunigen sollten. Nachm[ittags] kam Fritz Bondy⁶⁾, den ich von den Geschehnissen in Kenntnis setzte. Wir waren abends noch mit ihm zusammen und kabelten noch ein zweites Mal rüber, speziell für Bo etwas zu tun und ihn vor allem auf den Was[hington]-Brief zu setzen. Der Abend mit Bo's bei einer Familie in der Beethovenstraat stand ganz unter der Atmosphäre der Ereignisse. Jeder hatte irgendwen, der verhaftet war und ist. Die Zeitungen schreiben Furchtbares, und die Briefe von drüben [...] sprechen Bände. Aber es muß, muß etwas geschehen. Um zwei Uhr ging ich ins Bett.

Amsterdam, den 14. November 1938

Meui hat sich mit Dr. Elk vom Wieringenkomitee⁷⁾ in Verbindung gesetzt, um evtl. für die Virginialeute Platz zu bekommen. Wir reichten unseren Antrag schriftlich ein und hoffen auf Nachricht noch in dieser Woche. Da das alles finanziert werden muß (es handelt sich um ca. zehn Leute) kabelten wir nach New York um 300 Dollar Unterhalt bis zur Ausreise. Hoffentlich! Brief von Leus, aber keine neuen Nachrichten.

Amsterdam, den 15. November 1938

Es besteht plötzlich Möglichkeit zum Anfordern von Verwandten 1. Grades. [Fritz] Bondy hat für seinen Bruder eingereicht. Auf dem Komitee riet man uns, auf jeden Fall alle Verhafteten anzufordern, incl. Wieringerleute. Wir drahteten nach Breesen um genaue Personalien und schrieben einen Brief an das Komitee, in dem wir Einreise für die Häftlinge beantragten. Holland will zwei Flüchtlingslager errichten, für 10000 Menschen limitiert. Dann wären Chancen. Ich bin todmüde und gehe schlafen. Wo werden die Breesener eben schlafen? Wie wird es ihnen gehen? Man muß schlafen und helfen, nicht grübeln. –

Dokument 5

Telegramm (Kopie) Joseph Loewensberg
an Töpfer,
15. November 1938

Angesichts noch unklarer Lage wollen hiesige Stellen betreffs Virginiaboys augenblicklich nichts unternehmen / Kreditbrief abging Amsterdam / für Bondy wird Möglichstes getan

Dokument 6

TÖPPER AN JOSEPH LOEWENSBERG,
16. November 1938

Lieber Josef!

Dies ist der zweite Brief an Dich, und doch ist der erste noch nicht weg, da das Postschiff diesmal einen so schlechten Anschluß hatte, daß ich auf die Abfahrt der Normandie warten muß.

Ich erhielt heute morgen Deine Depesche, und Du kannst Dir denken, daß ich recht niedergeschmettert war. Bitte faß das nicht als persönlichen Vorwurf auf, denn ich weiß ganz genau, wie hundertprozent[ig] Du und Heinz Kellermann und nun wohl auch Hilde Meirowitz⁸⁾ sich einsetzen, und ich nehme als sicher an, daß auch vor allem die Herren der Komitees, wie Herr Borchardt und Herr Thalheimer, ihr Möglichstes tun. Aber trotzdem schreibe ich noch einmal, und trotzdem werde ich noch einen kurzen Extrabrief an das National Coord[inating] Com-[mittee] schicken, um persönlich mich noch einmal an die Herren zu wenden.

Vor allem will ich Dir kurz mitteilen, was wir hier eben unternehmen. Nachdem wir die Depeschen am Sonntag aufgegeben hatten, wendeten wir uns am Montag direkt an die Direktion des hiesigen jüd[ischen] Werkdorfes «Nieuwe Sluis» zu Wieringen.⁹⁾ Wir beantragten für die Jungen der Virginiagruppe bis zur Ausreise daselbst Arbeitsplätze, damit sie aus der Haft kommen. Wo man die Jungen mit Bo und Scheier hingeschleppt hat, das wissen wir nicht. Das Werkdorf ist mehr als überfüllt, und man versicherte uns nur, daß in den nächsten Tagen eine Konferenz stattfinden würde, wo man auch über unseren Fall sprechen würde, und daß man alles versuchen wolle, um den Menschen zu helfen. Sie machten es aber zur Bedingung, daß es sich 1. um solche Leute handelt, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine Einreise nach Amerika genehmigt bekommen und im Besitz von Affida-

vits seien und daß ferner für diese Leute monatlich der Unterhalt irgendwoher bestritten wird, als Norm etwa 40 Gulden monatlich pro Mann. Wir wendeten uns nun zuerst per Kabel an Euch bzw. an Amerika, von denen wir (Wir sind Meui und ich) die meiste Hilfe für die Leute erwarteten und immer noch erhoffen. Da Bo nicht auf dem Wash[ington]-Brief steht, baten wir und bitten wir Euch, falls Ihr ihn durchdrückt, auch für Bo und nach Möglichkeit auch für Herrn Scheier, der doch als Diplomlandwirt zuallererst eine Chance hat, angestellt zu werden, eine Einreise zu ermöglichen. Parallel mit unseren Bemühungen betreffs der Virginialeute stellte Bo's hier ansässiger Bruder, Dr. Fritz Bondy, einen Antrag an die hiesige Regierung um Einreise seines Bruders nach Holland.

Am Dienstag, also gestern, stand in allen Zeitungen, daß Holland beabsichtigt, ca. 10000 Menschen hereinzulassen und in zwei großen Kamps zu internieren, bis die Nationen einen Weg zur Weiterwanderung und Ansiedlung der Juden in Kolonisationsländern gefunden hätten. Bis jetzt ist das aber noch nicht endgültig, da die andern Länder sich noch nicht gerührt haben und man diese von Holland aus telegrafisch angefragt hat. Es besteht aber die Möglichkeit, daß wirklich eine gewisse limitierte Anzahl von deutschen Juden nach Holland hereingelassen wird. Das hiesige jüd[ische] Komitee gab auch gestern abend sofort bekannt, daß man Verwandte 1. Grades durch das Komitee anfordern könne und daß man sich sehr beeilen müsse. Wir riefen daraufhin beim Komitee an und bekamen durch riesiges Glück eine Verbindung. Wir schilderten die Lage der verhafteten Groß-Breesener und baten um Rat. Man forderte uns auf, die Verhafteten namentlich mit möglichst genauen Personalien beim Komitee anzugeben und um Aufnahme in Holland zu bitten. Man hatte von dem Fall gehört. Wir richteten daraufhin ein Schreiben an das Komitee und baten vor allem für die Nicht-Virginialeute incl. Herrn Scheier um Aufnahme in Holland, und wir wiesen darauf hin, daß diese Menschen als ausgebildete Landwirte absolut die Chance hätten, schnell in kolonisatori-

sches Land aufgenommen zu werden. Ferner wiesen wir auf den Antrag von Fritz Bondy für seinen Bruder hin. Das Weitere müssen wir abwarten.

Heute nun kam Dein Kabel, und wir sahen uns gezwungen, das Geld hier irgendwo aufzutreiben, um in Wieringen die Möglichkeit einer Aufnahme nicht zu verwirken. Durch Meuis Verbindungen kamen wir über einen hiesigen Rechtsanwalt an ein christlich-kirchliches Komitee, und Meui, der den Leuten den Fall vortrug, bekam von dort eine Quasizusage mit der Bitte, doch unser Allermöglichstes zu tun, um das Geld noch irgendwo anders aufzutreiben. Das versuchen wir jetzt noch einmal in U.S.A.. Diese Leute hier waren natürlich schon überlaufen, aber sie versprachen uns, im Notfall helfend einzuspringen. Morgen wird nun evtl. die Entscheidung für die Virginia-Leute fallen, und dann werden wir sehen, was zu tun ist. Ich vergaß, Dir zu erzählen, daß wir uns außerdem heute an einen hiesigen alten Jugendrichter, einen Freund Bo's, wandten, der recht bekannt hier ist und der Verbindungen nach oben hat. Auch dieser versprach uns alle nur von ihm aus mögliche Hilfe.

Josef, es muß eine Möglichkeit geben, das nötige Geld zusammenzubekommen! Das hiesige Komitee verlangte erst mehr als 40 Gulden, und wir drahteten um 300 Dollar. Wir haben jetzt, nach dem Kabel von drüben, 40 Gulden pro Mann ausgemacht, und wir hatten bei den 300 Dollar mit eingerechnet, daß die Jungen wahrscheinlich ohne alles Gepäck herauskommen. Versucht doch alles, um evtl. auch nur 150 Dollar monatlich zu garantieren. Das sieht aus, als ob wir mit aller Macht Geld haben wollten und schachern. Aber wir haben uns überlegt, daß, wenn man drüben nur 10 reiche Menschen findet, die bereit sind, monatlich 20 Dollar nach Holland zu schicken, damit eine kleine Gruppe von Jungen, die die Absicht haben und immer noch hoffen, nach U.S.A. hereinzukommen, daß die hier in der Zwischenzeit wenigstens notdürftig untergebracht sind. Glaubst Du nicht, daß sich diese 20 Menschen finden würden? Josef, vielleicht würde mein Brief hier von manchem als unglaubliche Frechheit, als auf-

dringliche Unverschämtheit und Schnorrerei aufgefaßt werden, aber ich glaube, daß ich vor allem Euch Jungen drüben nicht [zu] erklären brauche, daß es ja nicht um uns oder mich persönlich geht, sondern daß es sich um Menschen handelt, die in Not sind, mit denen man beabsichtigt hatte, ein Leben aufzubauen und denen man mit allen Mitteln und allen Kräften hilft, oder es wenigstens versucht. Ich weiß, daß, wenn es nach Euch, die Ihr diese Menschen persönlich kennt, ginge, daß dann wahrscheinlich alles schon geregelt wäre. Leider aber seid Ihr auch nur Emigranten, die Ihr auch nur bitten könnt und die Ihr nur weitergeben könnt, was Ihr geschrieben bekommt. Ich kann mir denken, daß gleich meinem Gesuch auf Herrn Borchardts Platz Hunderte liegen und daß die dortigen Komitees nicht wissen, wo sie beginnen sollen zu helfen. Und trotzdem bitte ich Euch, alles nur Mögliche zu unternehmen. Ich will an das N.C.C.¹⁰ keinen Brief schreiben, in dem ich etwas von dem erwähne, was die Leute, *alle* und alle Verhafteten besonders, drüben auszuhalten haben. Es würde aussehen, als wollte ich Mitleid erwecken, um so mehr zu erreichen. Ich glaube aber, außer dem, daß ich das nicht tun will, daß es auch nicht nötig ist, da viel zu erwähnen.

In Amerika liest man sicher sehr viel in den Zeitungen, aber keiner *sieht* die Gesichter, diese angstvollen, gejagten Gesichter der paar Glücklichen, die schwarz über die Grenze gekommen sind und die man *nicht* zurückgeschickt hat. Drüben kann man diese furchtbaren Erlebnisse nicht direkt hören, die diese Menschen berichten, wie man sie wie Vieh durch die Straßen gejagt hat, wie man ihre Habseligkeiten auf die Straße geworfen hat, wie man die Männer und *Frauen* geprügelt hat und wie sie in den Wäldern der Städte umherirrten und -irren, nur um nicht verhaftet zu werden, nur um nicht in die Hände der Gestapo zu fallen und unter die berüchtigte Bewachung von SS-Leuten in die Konzentrationslager transportiert zu werden. Das alles liest man, und man entsetzt sich, aber man hört es nicht, und bisher sind auch nicht diese Hilfebriefe aus Deutschland gekommen, die ich z. B. fast täglich empfangen. Briefe, in denen nichts steht und in

denen alles steht. Die Angst vor der Verhaftung, vor dem Hunger, vor der Not. Die Angst, was werden soll. Die bange Frage vor der trostlosen Zukunft. Wohin? Wovon leben? Amerika war und ist ein freies Land. Kann sich ein Amerikaner vorstellen, daß Menschen tagelang und wochenlang Angst um ihr Leben haben müssen? Außerhalb eines Krieges, unbewaffnet, ohne Schutz? Daß man 18jährige Jungen verhaftet und irgendwohin verschleppt, Jungen, deren späteres Leben mit jedem Tag, den sie länger in Haft des 3. Reiches sitzen, mehr gefährdet wird? Sieht man so klar, daß systematisch zwei Generationen vernichtet werden?

Ich will und kann selber nichts mehr aufzählen. Es ist eben so, daß wir nur dann hier richtig weiter für die Leute arbeiten können, wenn wir nicht daran denken, was mit ihnen eben geschieht, mit den Breesenern und mit vielen tausend deutschen Juden.

Es gibt jetzt noch Folgendes zu erwägen. 1. Wir bekommen hier die Nachricht, daß die Breesener entlassen oder zum Teil entlassen sind. Dann können wir von hier aus so gut wie nichts mehr tun und müssen ganz und gar auf den Washington-Brief vertrauen. Und auch der ist, wenn er kommt, nur eine Teillösung. G.B. kann meiner Berechnung nach nicht mehr weiterexistieren, denn wer soll denn noch einen Pfennig bezahlen? Groß-Breesen als Lehrgut kostete bisher nur und war mit Minuserträgen übernommen worden. Da bei dem Lehrgut bisher zubezahlt werden konnte, blieb Breesen bis jetzt bestehen. Das ist nun wohl unmöglich geworden, denn die Reichsvertretung kann nicht mehr bezahlen, und die Väter der Praktikanten und Lehrlinge sind restlos arme Menschen, die zum großen Teil außerdem verhaftet sind. Groß-Breesens Bestehen ist wohl nur noch eine Frage von Wochen, soweit sich das jetzt übersehen läßt. Im Moment wird es restlos von Frau Scheier geleitet, die ich, wie selten einen Menschen, bewundere und achte. Trotz allem ist das aber nur ein Provisorium, und es fragt sich nun, was jetzt geschehen soll. [...]

Das 2., was zu erwägen ist, wäre eine Weigerung Wieringens für die Virginiaboy's. Mit kurzen Worten, auch da sähe ich nur eine Lösung durch den Washington-Brief. Das von Bo kurz vor dem Pogrom in Angriff genommene Sicherheitsprojekt Kenya ist ein Nichts ohne meiner Ansicht nach die geringste Chance.¹¹⁾

[...]

Josef, dieser Brief war für mich sehr schwer. Sieh, ich weiß, wie auch Du und Ernst und Haka und Rolf um Eure Eltern und Verwandten bangt, und ich weiß, daß auch Ihr nur das alleräußerste tun könnt, für Eure Eltern, für Breesen, für Bo und Scheier, was nur menschenmöglich ist. [...]

Bitte verzeih die Fehler und Verbesserungen. Es ist jetzt halb 2 Uhr morgens, und da ist vielleicht manches ein bisschen undeutlich und vertippt.

T.

Dokument 7

TAGEBUCH TÖPPER

Amsterdam, den 16. November 1938

Morgens kam ablehnendes Kabel aus New York. Meui hatte jedoch noch am Vormittag die Garantie einer hiesigen kirchlich-christlichen Organisation, im Notfall einzuspringen. Nach Tisch waren wir bei einem holländischen Freund Bo's, Jugendrichter de Jongh¹²⁾, einem ganz alten Mann, der aber sehr bekannt ist. Er versprach uns alle nur mögliche Hilfe und will an das Ministerium für Bo und die Jungen schreiben. Nachmittags sahen die Einwanderungschancen für Holland wieder geringer aus. Nun, man muß hoffen und den Kopf nicht verlieren. Abends schrieben wir an das N.C.C. New York, und ich schrieb bis 2 Uhr morgens an Josef Löwensberg.

Amsterdam, den 17. November 1938

Morgens kam Telegramm aus New York, in dem man uns verspricht, Möglichstes zu tun. Ich ging ins Geschäft und wurde daselbst schon von Meui [mit der Nachricht] empfangen, daß Wieringen die Genehmigung gegeben habe. Wir fuhren zum Komitee und erfüllten notwendige Formalitäten. Dann meldeten wir R-Gespräch nach Stropfen¹³⁾ an, um die Namen der Virginiahäftlinge und der übrigen zu bekommen. Ich sprach mit Ruth Hadra und Frau Scheier, konnte aber nichts herauskriegen als «Leus wird Dir schreiben». Wir meldeten bei Tworoger Berlin an und bekamen Leus ans Telephon. Ich frug sie, aber auch sie gab keine Antwort, jedenfalls keine brauchbare. Ich bat sie, eine Liste zu schicken. Wir setzten zu Prinz, Dackel, Knirps, Gert Fränkel, Klaus Herrmann, Herrmann Kiwi noch Juwa, der Chancen hat, das bras[ilianische] Visum zu bekommen. Abends folgten weitere Briefe an das N.C.C., Josef Lö[wensberg] und das Komitee. Hoffentlich schaffen wir es!! Wir kabelten Antworten nach New York.

Dokument 8

TELEGRAMM (Kopie) Töpfer
an Joseph Loewensberg,
17. November 1938

Außer Boscheier [Bondy und Scheier] 20 verhaftet davon circa 8
Virginiaboyes / Werkdorf übervoll / äußerst 8 Plätze zugesagt
für Affidavitboys / helfte geldlich

Dokument 9

JOSEPH LOEWENSBERG AN TÖPPER,

17. November 1938

Lieber Töpper!

Endlich komme ich dazu, Dir ein paar Zeilen zu schreiben, kurz vor Abfahrt der «Queen Mary», und Dir Deine 3 Kabels zu bestätigen [sowie] meine zwei Kabels. Ich möchte Dir nur ein paar Tatsachen anführen und mich dabei bemühen, die Spreu vom Hafer zu sondern, sonst könnte ich Dir stunden- und seitenlang schreiben.

Nach Erhalt Deines ersten Kabels, mit Fritz B[ondy] zusammen, das ich vorfand, als ich am späten Sonntagabend nach Hause kam, habe ich sofort alles mobilisiert. Ich habe gleich am Montagvormittag ein Kabel an Th[alhimer] nach Richmond geschickt und auch Ingrid Warburg¹⁴⁾ hier informiert. Später habe ich dann erfahren, daß Th[alhimer] augenblicklich hier ist, und das war gut so. Montagabend erhielt ich dann Dein [zweites] Kabel, daß auch noch 20 Jungens verhaftet sind, und ich habe das gleich am Telefon Ingrid W. und Thalhimer nach seinem Hotel sowie auch Heinz [Kellermann] durchgegeben. Es ist so furchtbar, daß man den ganzen Dingen so machtlos gegenübersteht. Dann ist auch noch Ingrids Vater in Hamburg verhaftet worden, und am Dienstag früh kam Dein Kabel, ob die 300 \$ aufgebracht werden können, was ich auch sofort weitergab an die entsprechenden Stellen, mit denen ich auch mittlerweile in Verbindung gestanden hatte. Mit Th[alhimer] war ich am Dienstag früh bereits [um] 8.15 [Uhr] zum Frühstück zusammen, und Dienstagmittag waren Heinz und ich 2 Stunden auf dem Council [National Council of Jewish Women], wo auch Ingrid ihr Büro hat. Dann ging abends das erste Nachtkabel an Dich raus, und wir haben Dir gestern abend nochmals eines geschickt, worauf ich die Antwort morgen vormittag erwarte. Natürlich sind die 300 Dollar und noch mehr, wenn's darauf ankommt, aufzubringen,

aber die Leute wollten augenblicklich in dieser Angelegenheit nichts tun, und versuchen es über Washington weiter. Das heißt auf Deutsch: Der auch in Deinen Telegrammen mehrfach erwähnte Washingtonbrief ist noch gar nicht da. Hoffentlich besteht von dort aus eine Möglichkeit, die Dinge bald in die Reihe zu bringen.

Heute, Donnerstag, abend wird bekannt, daß Deutschland ja überhaupt niemanden herausläßt, ehe nicht die Strafe von 1 Milliarde bezahlt ist, und auch glaubt man hier zu wissen, daß die Jungens aus diesen Umschichtungslagern zu Befestigungsarbeiten an die Westgrenze gekommen sind. Aber etwas Klares und Richtiges weiß man nicht, weil man ja aus Deutschland selbst nichts hört. Woher hast Du alle Deine Nachrichten? Bestand irgendwelche Verbindung mit Leuten in Deutschland? Wie will man die 10 Leute überholen? Vermutlich ins Werkdorf am Wieringer Meer? Bis Du diesen Brief bekommst, haben wir vielleicht schon wieder ein paar Telegramme gewechselt und die Dinge sind schon längst überholt, und ich denke auch, daß in Deinem Brief an mich bereits verschiedene dieser Fragen aufgeklärt sind. Du kannst Dir vorstellen, daß man hier auf dem [National] [Coordinating] Committee ganz speziell für die Breesener etwas zu tun bereit ist, aber man sieht im Augenblick keinen Weg und hofft, daß nunmehr Washington für diesen Fall etwas tun wird. Es dürfte auch augenblicklich schwer halten, die Leute zu finden, denn auf keinen Fall sind sie wohl noch in Breesen.

Im Falle Bondy stand von vornherein fest, daß er nicht auf ein Affidavit kommen kann, sondern daß er eine Anstellung als Professor erhalten muß und *bei Vorlage dieses Anstellungsvertrages* außerhalb der Quota *sofort* hierherkommen kann. Es war am Montag/Dienstag/Mittwoch nichts zu tun, und Thalhimer ist gestern wieder nach Richmond gefahren und hat heute hiesige Stellen wissen lassen, daß Bo einen Anstellungsvertrag bekommen wird aus Richmond, so daß er außerhalb der Quota kommen kann. Weißt Du überhaupt, wo er ist und wie man an ihn herankommen kann, wenn dieser Anstellungsvertrag vorhanden

ist, was wohl schon in wenigen Tagen der Fall sein wird? Ich selbst habe heute mit Ingrid nicht gesprochen, da ich heute im Büro nicht fort konnte, nachdem ich die ganzen letzten Tage oft stundenlang abwesend war. Dagegen hat Heinz diese erfreuliche Nachricht von Ingrid mitgebracht. Fritz Bo[ndy] bitte informieren. [...]

Dieser Brief ist in großer Eile geschrieben, Du wirst es merken, aber er hat Dir wohl gezeigt, daß Deine Bemühungen hier bei uns ein Echo finden. Mit den besten Grüßen Dein Joseph.

Dokument 10

TELEGRAMM (Kopie) Joseph Loewensberg
an Töpfer,
18. November 1938

Geld zur Verfügung falls beschleunigte Enthftung durch Euch möglich / Anfordert zuerst Scheierung [Scheier und] Nichtvirginialeute wir bemühen uns gleichzeitig weiter um Bondung [Bondy und] Virginialeute / Haltet uns informiert

TAGEBUCH TÖPPER

Amsterdam, den 21. November 1938

Morgens erst beim Komitee, dann beim Kinderkomitee wegen Kindertransport.¹⁵⁾ Meui sprach mit Frau van Tijn¹⁶⁾, die aber heute abend erst eine Besprechung mit den maßgeblichen Leuten hat, in der sie auch unser Problem «aller» Breesener aufwerfen will. [...] Nachmittags im Geschäft und abends nur kurz bei Meui und dann nach Haus, lesen und schlafen. Ich Idiot muß gerade jetzt Feuchtwangers «Geschwister Oppenheim»¹⁷⁾ lesen, diesen Roman einer deutsch-jüd[ischen] Familie.

Alles, was das Herz begehrt, ist drin beschrieben: K.Z., Folter, eben alles. Wo werden unsere Boys und Bo wohl sein? Wir müssen es schaffen. Und dazu brauche ich Kraft. Und Kraft krieg ich durch Haß, und den durch den Gedanken an dies ... [unleserlich] der letzten zwei Wochen. Liebe ich Deutschland noch? Ja, ja, ja, aber anders, bedingter als vorher. Viele Menschen müssen an die Wand gestellt werden, bevor man mal wieder ein Reich schaffen kann, das Achtung genießt. Ich las heut ein schönes Wort, von wem, weiß ich nicht:

«Und liebst Du Deutschland?

Frage ohne Sinn.

Kann ich das lieben

was ich selber bin?»

Ja, ich kann es, nämlich das Deutschland, das in mir ist. Und das wird lange, lange herhalten, ersetzen müssen. Aber es wird es können.

Amsterdam, den 22. November 1938

Nichts Wesentliches außer einem Brief von Pongs Mutter, in dem sie mich bittet, für Pong etwas zu tun, da er verhaftet ist. Gleichzeitig bittet Vici darum, daß ich ihn raushole. Und es geht doch nicht! Ich bekomme ja kaum die anderen Leute raus, vielleicht überhaupt nicht. Und dann immer diese ängstliche Hoffnung der Menschen drüben! Abends kam ein Brief von Frau Scheiers Schwester, die um Nachricht bittet.

Amsterdam, den 23. November 1938

Vorm[ittags] zum Komitee. Nach drei Stunden Warten komme ich endlich an die Reihe. Bevor [...] de Jongh nicht mit van den Bergh¹⁸⁾ gesprochen hat, können sie nichts tun. Ich koche, fahre zu Meui. Wir telefonieren mit de Jongh, der beinahe traurig sagt, er hätte gesprochen und wolle so gerne helfen, aber er könne doch nichts tun, wenn man ihm nichts Bestimmtes sagt. Ich gebe Meui mein Rad, und er fährt zu Mevr. van Tijn aufs Komitee. Inzwischen lag ein Telefongespräch mit van den Bergh und Mevr. van Tijn vor, und Meui wird damit empfangen, daß alle Jungen angefordert würden, und die Benachrichtigung bzw. das Versenden der Scheine nur noch von der Adresse abhängt. Wir telefonieren zu Leus nach Berlin, und die will Post an ihre Adresse. Sie ist sehr ruhig. Aber als ich mit dem Beschluß aufs Komitee komme, wollen die eine andere Adresse. Wir einigen uns, da sie in Hut und Mantel sind, daß ich morgen noch mal Bescheid gäbe. Abends noch kurz bei Meui. Dann früh schlafen.

TÖPPER AN JOSEPH LOEWENSBERG,
25. November 1938

Lieber Josef,

[...] Wir haben uns dann sofort an die hiesigen Komitees¹⁹⁾ gewandt, und durch Glück und Beziehungen sind wir an die maßgeblichen Leute gekommen, durch die wir nun gestern nach langem Hin und Her die Zusage erhielten, alle Jungen anzufordern und sie vorübergehend in Holland zu stationieren. Was dann wird, das hängt zum Teil von Amerika ab (speziell für die Virginiagruppe), zum Teil von der ICA²⁰⁾ in Paris (für die ICA-Gruppe) und zum Teil (für den Rest und bei einem evtl. Scheitern der andern Pläne für die beiden erstgenannten Gruppen auch) von der Lösung der Kolonialfragen für die Flüchtlinge. Aber leider ist es bisher noch nicht so weit. Auch wir fürchten sehr die Verschleppung an die Westgrenze, jedenfalls für die Jungen. Bo ist, unseren bzw. Fritz Bondys Informationen nach, im Konzentrationslager Sachsenhausen²¹⁾ bei Berlin. Ein Vetter Fritz B[ondy]s, der einen Tag nach Abgang unseres letzten Telegramms an Euch hier mit einem Amerikavisum eintraf, hatte in Berlin einen Herrn gesprochen, der mit Bo zusammen war. Mehr wissen wir auch nicht. – Nun kam gestern ein Telegramm über Bo's Anstellungsvertrag, wir wußten nur nicht, von wem. Jetzt ist es mir klar, und es ist tollprima, wenn es jetzt klappen würde.

[...] Sämtliche auf der Liste aufgeführten Jungen sind verhaftet, und alle sollen hier angefordert werden, was sehr schwer zu erreichen war, da Holland bis auf die außerordentliche Lehranstalt Wieringen jeden Menschen nur auf ministerielle Genehmigung hereinlassen kann. Außerordentlich ist übrigens falsch ausgedrückt. Ich meine damit, daß es genügt, wenn man von Wieringen einen Übertrittsschein bekommt, denn das bedeutet, daß man dann soz[usagen] in Wieringen interniert ist und bis zur Weiterreise nirgends anders wohnen darf. Wieringen hat

nun eine bereits übergewöhnliche Anzahl von Schülern, und es ist buchstäblich bisher noch keine Baracke für die Jungen frei. Anscheinend soll aber noch angebaut werden, um eine wenigstens provisorische Unterkunft zu ermöglichen. Zugesagt sind uns die Plätze, und alles Weitere hängt jetzt vor allem von Deutschland ab.

[...] Täglich erhalten sowohl Meui als ich Briefe, in denen man bittet, daß wir was tun sollen. Und wir haben noch nicht mal die Leute draußen, die hier unter die Rubrik «Lebensgefahr» fallen. Wir können nur die anderen vertrösten und alles versuchen, erst mal die in Haft Befindlichen herauszuholen, wenn ich auch weiß, wie furchtbar es auch für die anderen ist, die keine Nacht zu Hause schlafen, sondern sich verstecken müssen und immer, auch jetzt noch, Angst vor der Verhaftung haben.

[...] Ich gehe eben noch einmal Deinen Brief durch, um noch Dinge zu beantworten, die Du fragtest. Da ist die Frage, woher ich meine Informationen habe, was in Deutschland geschieht. Hier, als nächster Nachbar Deutschlands, weiß man natürlich viel mehr als in Amerika. Dauernd kommen Holländer aus Deutschland, die berichten und erzählen. Juden, die ein gültiges Visum in ein anderes Land schon in der Tasche hatten, sind an jenen Schreckenstagen Hals über Kopf hierhergekommen, und bisher habe ich keinen gesprochen, der nicht alles als Trümmerhaufen zurücklassen mußte. Von Berlin bekomme ich regelmäßig getarnte Berichte über G.B. [Groß-Breesen] und Berlin. [...] Was man hört, ist nur furchtbar und unvorstellbar. Es ist kein Deutschland mehr, es ist ein Reich von Kannibalen, die man nicht mehr unter Menschen rechnen darf. Nach Berichten von Flüchtlingen hier soll ein großer Teil der Bevölkerung tief empört sein, aber es waren immer noch genug da, um 600 000 Menschen mehr oder weniger brotlos und obdachlos zu machen.²²⁾ Aber davon zu schreiben, hat ja keinen Zweck. Wir müssen eben jetzt nur versuchen, zu helfen und nochmals zu helfen. Und hoffentlich können wir etwas erreichen. [...]

JOSEPH LOEWENSBERG AN TÖPPER,

25. November 1938

[...] Aus Deinem Brief möchte ich die drei wesentlichsten augenblicklich schwebenden Punkte herausgreifen und beantworten:

1. Es schweben bei Washingtoner Stellen nicht ungünstig aussehende Verhandlungen zugunsten der Virginiaboys, die, so wie es heute aussieht, erfolgreich zu werden versprechen. Wir möchten daher auf alle Fälle die Nichtvirginiaboys in erster Linie aus Deutschland herausbekommen, da für die Virginiaboys, wie wir hoffen, von Washington aus etwas getan wird. Nichtvirginiaboys schließt Scheier ein.
2. Was Bondy betrifft, so hat die Universität Richmond einen Vertrag für ihn gezeichnet, und wenn alles klappt, wird er auf Grund dieses Vertrages auf Nonquota herauskommen, was sehr rasch, d. h. sofort möglich sein wird, wenn man ihn überhaupt gefunden hat. Das wird zunächst eine Schwierigkeit sein, aber angesichts der zu erhoffenden Mitarbeit Berliner amerikanischer Stellen wird sich auch hier eine Lösung finden lassen müssen.
3. Du hast uns doch richtig verstanden: Wir sind bereit, d. h. das Committee ist bereit, bestimmt diese verlangten \$ 300.- zu geben, aber darüber hinaus auch noch für mehr landwirtschaftliche Leute finanziell in einem gewissen vernünftigen Rahmen einzustehen, die man – bis zu 50 Leute – aus Deutschland herausbringen kann, um sie dann später nach hier zu übernehmen. [...]

TAGEBUCH TÖPPER

Amsterdam, den 26. November 1938

[...] Vormittags zum Geschäft, abends zu Meui. [...] Dazwischen war Frosch aus Wieringen da und erzählte mir, was er von G[roß]B[reesen] weiß. Schnauzi, Isi, Inge Salomon als Polen deportiert²³⁾. Ich ging nicht spät schlafen.

Amsterdam, den 27. November 1938

Nachdem ich noch mit Frosch zusammen war, fand ich beim Nachhausekommen Hilla vor [...] Sie erzählte, daß sie Breesen kurz und klein geschlagen haben. SS stahl Geld, Schreibmaschinen usw.. Es ist furchtbar. Die Jungen scheinen in Buchenwald zu sitzen. Ich hatte gerade mit Schwarzschild²⁴⁾ telefoniert, der mir die Grenzübertrittsscheine von Prinz, Juwa und Paul Hirsch bestätigte. Die Jungen müssen sehr, sehr bald raus. Hilla will Donnerstag nach Australien. [...]

Amsterdam, den 2. Dezember 1938

Mittags kam Amerikapost. Geldliche Hilfe in jeder Form zugesagt, sogar für mehr als nur die Jungen, die wir angefordert haben. Der Was[hington]-Brief steht günstig, ja, Haka schreibt sogar von einem direkten posit[iven] Entscheid. Ich antworte sofort, und zwischendrein kommt ein Telegramm von Schwarzschild, daß ich ihn anrufen soll. Abends telefonieren wir. Die Freilassung der Jungen ist angewiesen, kann aber noch 1–2 Tage dauern. Kenya hat den größten Teil der Antragsteller angenommen, und Amerika sieht auch günstig aus. Man kann noch nichts Genaues sagen.²⁵⁾ Ich bin bisher weder bei Amerika dabei noch bei Kenya. Verrückt, aber ich verliere den Kopf nicht. Erst müs-

sen mal die Jungen raus, und dann werden wir weitersehen. [...] Kommt Zeit, kommt Rat. Wieder mal warten. Aber die Jungen und Bo sind wohl bald frei. Hoffentlich.

Amsterdam, den 3. Dezember 1938

Aus Berlin nichts gehört. Vormittags und nachmittags nur Geschäft. Ich war, ohne besonderen Grund, sehr down und deprimiert. [...]

Amsterdam, den 4. Dezember 1938

[...] Ein Ausruhtag, und keine pos[itive] Nachricht!

Amsterdam, den 5. Dezember 1938

Ich bin sehr traurig, weiß selber nicht, warum. Von Berlin keine Post. Abends ist St. Nikolaas-Bescherung. Wir alle beschenken uns untereinander [...]

Sonst war nichts. Ich warte, warte, warte ...

Amsterdam, den 6. Dezember 1938

Prima! Morgens kam ein Telegramm, daß alle boys bis auf Bo und Scheier und noch vier frei sind. Ich schrieb ihnen und Schwarzschild sofort. Herrgott, wären sie nur erst hier. Abends kam Post von Schwarzschild, Jochen und Stef. [...]

Dokument 15

TELEGRAMM Curt Bondy, Breslau,
an Dr. David Warmbrunn,²⁶⁾
Amsterdam, 11. Dezember 1938

= Von reise alle gesund zurückgekehrt bitte sofort nachricht an
meinen bruder = curt [Bondy]

Dokument 16

TÖPPER AN CURT BONDY,
11. Dezember 1938

Lieber Herr Bo!

Wie prima ist es, nach dieser langen Zeit wieder einmal diese
Überschrift schreiben zu können. Heute früh telefonierte uns
Ihr Bruder Ihre Heimkehr durch, und Sie können sich denken,
wie froh ich darüber bin.

Sie werden wohl eben vor einigen für Sie recht harten Tatsa-
chen stehen. Alles hat sich in diesen 4 Wochen völlig gewendet,
alles ist ganz anders, als zu dem Tag, wo Sie aus dem aktiven
Handeln der Geschehnisse heraustraten. Pläne sind verworfen,
neue sind erschienen, alte sind handgreiflicher geworden, aber
haben sich völlig gewendet. Trotz allem glaube ich, daß Sie sich
sehr schnell wieder in die neuen Umstände hereinflinden werden.
Es hängt jetzt sehr viel von Ihnen ab, wahrscheinlich mehr, als
Sie von dort aus im Moment übersehen können. Von GB [Groß-
Breesen] ist, wenn es auch eben noch arbeitet und besteht, prak-
tisch nur noch sein Nimbus und seine Vergangenheit über.

Nehmen Sie es mir bitte daher nicht übel und halten Sie es
nicht für eine unverschämte Überheblichkeit, wenn ich, Ihr
Schüler, Ihnen heute sage, daß Ihr Platz nun hier draußen ist.

Von hier aus können Sie, mit Unterstützung der Komitees und einiger recht einflußreicher Privatleute, sehr viel zur Hilfe bei der Auswanderung der Jugend in Deutschland beitragen. Wenn ich hier sage, so meine ich sowohl hier, Holland, als auch Amerika. Wir erwarten in kürzester Zeit Ihre zeitweilige Aufenthaltsgenehmigung hier in Holland, die für Sie persönlich auch wohl von einiger Bedeutung sein würde. Wenn Sie nämlich hören, daß Sie nach Annahme jener Amerika-Berufung noch die Gelegenheit haben, zunächst einige Zeit in Holland zu bleiben, werden Sie wahrscheinlich einigermaßen leichter gehen. Diese Genehmigung erwarten wir eigentlich täglich. In der Hauptsache ist diese Möglichkeit der Mitarbeit des Meester de Jongh zu verdanken, der sich in fabelhafter Weise für Sie eingesetzt hat, für Sie und auch für die Jungen. Hoffentlich klappt das nun bald. Ferner hat einen großen Einfluß Ihr Name und damit der GB's geübt, der hier durchweg einen guten Klang hat. [...]

Herr Bo, es gäbe so unendlich viel zu sagen. Es ist in den letzten Wochen so viel Schweres, Umwälzendes, Stürmisches geschehen, daß es wohl uns alle mit verändert, mit geprägt hat. Sie alle da drinnen am meisten. Obgleich es wohl eben äußerlich so aussieht, als hätte uns das Schicksal zerrissen, auseinander gesprengt, so glaube ich doch noch, trotz allem, daß es Sie und die Jungen drüben nicht zerbrochen hat und daß es den Ring nicht gesprengt hat, der uns bisher hielt. Wie jetzt die Zukunft sich gestalten wird, ist eben noch gar nicht zu übersehen. Wahrscheinlich wird es Aufregungen, Trennungen, schwere Stunden geben, werden Sie äußerlich einen Teil Ihrer Aufgabe in ein Nichts versinken sehen. Und doch glaube ich, daß Ihnen die Gewißheit, in den letzten Monaten und Jahren nicht umsonst geschafft zu haben, bleibt. Sicher wird jetzt manches, was uns sinnvoll erschien und uns Aufgabe war, zerbrechen, aber das, was innerlich an Wertvollem bestanden hat, das kann nicht zerbrechen, das wird bleiben.

Hinter uns und hinter Ihnen liegt all das Schöne und auch all das Schwere der letzten Jahre und der letzten Wochen. Vor uns

liegt aber auch wieder etwas. Weder Ihr noch unser Leben mit seinen Aufgaben und Erlebnissen ist zu Ende. Es wird um vieles erschwert werden, wird anders aussehen, als wir es uns einmal vorgestellt haben. Aber es ist da, es ist ein Weg, dem wir folgen müssen, obgleich es nicht der Weg ist, den wir uns in der Landkarte als den besten ausgesucht haben. Vielleicht wird auch dieser Weg zum selben Ziel führen, vielleicht wird nur die Steigung größer, der Abstand länger sein. Das werden wir sehen. Aber die Hauptsache ist eben, daß vor uns noch Wege liegen, und das ist heute schon ein großes Glück, denn wieviel Tausende sehen nicht einmal mehr einen Pfad?!

Wahrscheinlich werden unsere Leute im Laufe der allernächsten Zeit über alle Erdteile verstreut werden. Schon jetzt sitzen Menschen von uns in Nord- und Süd-Amerika, in Afrika. Aber irgendwie wird man sie wohl wiedererkennen, flöge man unsichtbar über die Kontinente und suchte die Breesener. Irgend-eine gemeinsame Art, eine gleiche Prägung haben wir alle, und daß es keine äußerliche, keine flache Prägung ist, dessen sind wir uns bewußt. Und wenn es Ihnen jetzt wohl sehr schwerfallen wird, Ihr Werk aufzugeben, so denken Sie immer daran, daß Ihr wahres, wirkliches Werk, Ihr Werk an den Menschen, ja gar nicht aufhört, sondern daß es weiterbesteht, als vielfältiges, schönes und starkes Etwas, was mit uns über die ganze Welt geht: Groß-Breesen.

Ich grüße Sie, Herr Bo!

TÖPPER AN JOSEPH LOEWENSBERG,
16. Dezember 1938

Lieber Josef!

Sei nicht böse, wenn ich heute nur ganz kurz schreibe. Als eben einzig Wichtiges ist zu sagen, daß sechs Leute, Dackel, Juwa, Prinz, Herrmann Kiwi, Floh und Paul Hirsch, hier gestern in Amsterdam angekommen sind, worüber Du das diesbezügliche Telegramm bereits erhalten haben wirst. Dieser erste Trupp geht Montag weiter nach Wieringen, und weitere Jungen sind hier zur Bearbeitung vorgeschlagen. Aus dem KZ. sind sämtliche Jungen und Bo-Scheier und Kiwi entlassen.²⁷⁾

Es handelt sich jetzt um Folgendes: Es gibt drei Punkte, die ich Dich bitte, mit der dortigen Stelle zu besprechen.

1. Daß sich das NCC sofort über die geldliche Frage mit dem hiesigen Komitee in Verbindung setzt. Die Leute hatten am 18. November an Herrn Borchardt geschrieben, haben aber bisher noch keinerlei Antwort erhalten. Es sind 40 Gulden pro Kopf monatlich.

2. Wir haben in einem beiliegenden Brief das NCC um eine gewisse Summe, die wir den Leuten zur Festsetzung überlassen haben, um Taschengeld für die Jungen gebeten. Sie sind ohne nennenswerte Beträge über die Grenze gekommen (10 Mark), und die gehen ja natürlich mal zu Ende. Die Jungen brauchen das Taschengeld für Schuhreparaturen, Friseur usw..

3. Ferner hattest Du mir damals geschrieben, daß sich die Leute bereiterklärt hätten, für bis zu 50 Mann hier in Holland zu sorgen. Wir hatten die betreffende Stelle gebeten, bei Einverständnis an die holländische Regierung ein ausführliches Telegramm zu senden. Nun ist Bo an diesem Projekt insofern sehr interessiert, als es eine ganze Menge Möglichkeiten gäbe, im Falle einer Genehmigung hier ein Zwischenlager zu errichten, zu dem man aber als Voraussetzung eine schriftliche Zusage wegen

des Geldes braucht. Dann müßte das hier weiter besprochen werden. Bitte also einmal die zuständigen Leute drüben um eine ganz klare Stellungnahme zu dieser Angelegenheit. [...]

Dokument 18

CURT BONDY, GROSS-BREESEN,
AN TÖPPER UND MEUI,
19. Dezember 1938

Liebe Jungens!

Heute bekam ich Euren langen Brief,²⁸⁾ und kurz darauf kam das erfreuliche Telefongespräch, daß wir 15 neue Leute nach Wieringen schicken können. Wir haben vorläufig nur eine Liste von 11 Leuten gemacht, bitten aber auf jeden Fall, uns die 4 freien Stellen vorzubehalten. Es ist nämlich so, daß wir zum Teil Leute, die auch verreist [in Buchenwald] waren, für Dänemark angemeldet haben. Die Entscheidung über Dänemark²⁹⁾ wird aber erst im Laufe der Woche gefällt. Sollte sie, was aber nicht anzunehmen ist, negativ ausfallen, so würden wir noch ein[en] Teil der Dänemark-Leute bei Euch anmelden. Klar und einverstanden? [...]

Dokument 19

TÖPPER AN CURT BONDY,
21. Dezember 1938

[...] Ich war heute bereits auf dem Komitee und [...] reichte dem Mann dort die Liste ein und bat um Freihaltung von vier weiteren Plätzen. Daraufhin sagte er mir: Hören Sie mal, [...] bisher haben wir nur die Personalien angefragt und nichts weiter. Damit ist noch nichts gesagt. Ich sagte daraufhin natürlich nichts mehr, sondern fragte ihn, wann ich wiederkommen kann. Er gab mir als Termin die nächste Woche. Ich bitte Sie also, auf jeden Fall diese Liste und die evtl. Aufnahme noch nicht als Faktum hinzunehmen. Ich will Ihnen sagen, daß ich sicher [da]mit rechne, daß die Jungen herkommen dürfen. Aber wir haben doch schon einmal Rückschläge erfahren, und deshalb will ich lieber vorsichtiger als voreilig sein. [...]

Dokument 20

CURT BONDY AN GERTRUDE VAN TIJN,
24. Dezember 1938

Sehr geehrte Frau van Tijn!

Von meinen Jungen, die jetzt nach Wieringen gekommen sind, habe ich schon Nachricht, und ich habe das ehrliche Bedürfnis, Ihnen und Ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen herzlich für all das zu danken, was Sie für uns getan haben und noch weiter tun.

Mit großer Freude und herzlicher Dankbarkeit erfuhr ich nach meiner Reise von den verschiedenen Möglichkeiten der Auswanderung für die Groß-Breesener und vor allem von der Möglichkeit, während einer Wartezeit in Holland bleiben zu

können. Dabei war es für uns besonders erfreulich, daß die Jungen während dieser Zeit in ihrem Beruf weiter lernen und gut untergebracht werden konnten. Wir hoffen sehr, daß der Aufenthalt der Jungen in Wieringen nicht lange dauern wird und daß sie bald an ihren Bestimmungsort kommen können.

Ein Teil von ihnen soll auf das uns zur Verfügung gestellte Gut Hyde Farmlands in der Nähe von Richmond (Virginia). Die Vorbereitungsarbeiten (Licht- und Wasseranlage usw.) sind in vollem Gange. Fünf Jungen sind bereits auf der Farm und die letzten Nachrichten aus USA lassen hoffen, daß die noch bestehenden Schwierigkeiten der Einwanderung in nächster Zeit behoben sein werden. Mein kürzlicher Besuch beim Amerikanischen Generalkonsulat in Berlin zeigte mir, daß man hier das Projekt mit ernstem Interesse verfolgt.

Bei den jetzt vorgeschlagenen Jungen befinden sich eine Anzahl, die nach Australien sollen. Es handelt sich hier um einen ähnlichen Plan wie den in Virginia, nämlich darum, daß etwa 30 Jungen und Mädchen auf die Farm gebracht werden sollen, und wir hoffen, daß die Leitung unser hiesiger Landwirt und seine Frau haben werden, die schon seit vielen Jahren in dieser Arbeit stehen. Das letzte Kabel aus Sydney war durchaus positiv, und man erwartet die Permits in nächster Zeit.³⁰⁾

So hoffen wir, daß auch diese Gruppe – falls Sie die Erlaubnis geben werden, daß sie nach Wieringen kommt – nur kurze Zeit die Plätze dort besetzt halten wird.

Es wird Sie vielleicht interessieren, daß fünf weitere unserer jungen Leute nach Kenya gehen. Sie werden voraussichtlich noch in diesem Jahr auf kurze Zeit nach England kommen. Mit diesen werden wir Sie also glücklicherweise nicht belästigen müssen.

Wir versuchen, möglichst schnell möglichst viele, besonders der älteren Groß-Breesener, zur Auswanderung zu bringen, und haben begründete Aussicht, einen Teil von ihnen in Dänemark als Zwischenlösung unterzubringen.

Wenn in unseren Vorschlagslisten verschiedentlich Änderun-

gen eingetreten sind, so liegt das daran, daß einige wenige unserer Leute noch nicht zurückgekehrt sind [nämlich aus Buchenwald], daß sich für andere plötzlich Auswanderungsmöglichkeiten ergeben und daß die Liste derjenigen, die nach Dänemark gehen, noch nicht ganz feststeht. Schließlich finden sich auch teilweise plötzlich Auswanderungsmöglichkeiten für die Eltern, die dann ihre Kinder mitnehmen, oder Auswanderungshoffnungen stellen sich als unbegründet heraus. Bitte, seien Sie also nicht böse, wenn ab und zu Änderungen in unseren Vorschlägen stattfinden.

Nach den Nachrichten, die wir bekommen haben, können wir noch fünf weitere Leute vorschlagen, die *vielleicht* nach Wieringen kommen können. Wir bitten darum, damit noch einige Tage warten zu können, bis wir bestimmte Nachrichten über die Unterbringung in Dänemark haben.³¹⁾

Indem ich Ihnen noch einmal meinen herzlichen Dank für die bewunderungswürdige Arbeit ausspreche, bin ich mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener [Handzeichen] Bo.

Dokument 21

TÖPPER AN CURT BONDY,
29. Dezember 1938

Lieber Herr Bo!

Wenn in früheren Zeiten der Jahreswechsel kam, dann pflegte man sich «ein gutes Neues Jahr» zu wünschen. Man betrank sich meist mehr oder weniger, erhoffte und erwünschte sich allerlei von dem kommenden Jahr und lebte ganz und gar in einer oberflächlichen, lauten Zukunft, meist in genau der Art, wie man das alte Jahr zu verlassen pflegte, in Sylvesterstimmung. – Als ich in das Alter kam, wo ich anfang, mit Bewußtsein zu leben, da war es

schon anders. Meist standen wir am Jahresende im Schnee hoch oben in den Bergen Sudetenlands und fuhren mit Fackeln auf Skiern in das Neue Jahr hinein, wild zwar und impulsiv, aber doch still, und meist dachten wir uns auch etwas dabei.

Und dann kam GB [Groß-Breesen] und seine Jahreswechsel. Ich war eigentlich selber immer gerade an diesem Tag nicht dort, aber brieflich lernte ich an diesem Tag eine neue Art kennen, das Jahresende zu «feiern»: Wir zogen, um es banal auszudrücken, Bilanz über das vergangene Jahr.

Ich weiß noch, daß ich Ihnen voriges Jahr ein glückliches Gelingen unserer Pläne wünschte. Alles war gerade zu dieser Zeit höchst unklar, bei allen. Projekte schwebten, wurden verworfen, tauchten wieder von neuem auf. Die Menschen begannen in Breesen zu wechseln, alte Gesichter verschwanden, neue kamen. Breesen aber blieb. Irgendwie sahen wir gespannt in das Neue Jahr. Wir wußten alle, daß es nicht leicht werden würde. Wir machten uns auf Enttäuschungen gefaßt, waren aber doch andererseits hoffnungsvoll. Und dann kam das Jahr 1938 mit seinen Stürmen. Ich will die einzelnen Stationen nicht aufzählen, die zwischen Neujahr 1938 und 1939 liegen. Es war ein langer, aufreibender Kampf, ein Jahr des Wartens, ein Jahr enttäuschter und wieder aufflammender Hoffnungen, ein Jahr wilden und harten Lebens. – Für Sie selbst endete das Jahr als ein Schlag. Sie säten Virginia – und ernteten Buchenwald. Beides sind ja mehr als Namen, mehr als Ziel oder Erlebnis. Es sind Symbole. Und letzteres Symbol war stärker. Was ein Jahr harter Arbeit nicht fertiggebracht hatte, das wurde in vier Wochen erreicht. Alle Breesener sehen jetzt einen Weg vor sich, und doch sind wir wohl im Grunde unseres Herzens nicht glücklich, nicht aufrichtig glücklich darüber. Festes ist zerrissen worden, Hartes zerbrochen. Von den Hannioten³²⁾ geht ein Teil nach Virginia, ein anderer Teil nach Kenya, ein dritter nach Brasilien, ein vierter nach Argentinien. Und so ist alles, so ist es mit Breesen, so ist es mit allen Juden in Deutschland. Wenn wir aus dem Jahr 1938 Bilanz ziehen wollen, dann müssen wir feststellen, daß all die

Pläne, die uns als Ideale vorschwebten, vorbei sind. Praktisch wird es Siedlungen unserer Jungen geben, praktisch wird ein Virginia bestehen, praktisch wird Breesen weiterbestehen. Aber für uns, die wir mehr sehen und mehr erwarten als nur das rein Praktische, für uns ist am 10. November 1938 mehr in Stücke gegangen als nur das Äußere.

Und doch dürfen wir jetzt nicht trauern. Ich weiß, daß Sie das nicht tun. Sie wissen, daß ich es oft gerne tun würde. Aber das Jahr war auch ein Lehrjahr, ein grausames zwar, aber doch ein Lehrjahr. Wir haben gelernt, wieviel ein Menschenleben wert ist, wie unwesentlich das Schicksal des einzelnen ja doch letzten Endes ist. Wir dürfen nicht trauern, jedenfalls nicht nachtrauern.

Vor uns, bei Ihnen im Großen, bei mir im Kleinen, liegt wieder Arbeit, [liegen] neue Pflichten, Ziele. Unser G[roß-]B[reesen] ist vorbei, es ist für uns urplötzlich gestorben, wie Stella starb, oder Hannio oder Gustl.³³⁾ Sinnlos erschien es uns, und hart. Aber auch hier stellte uns das Leben wieder nur vor die klare Tatsache, und an uns war es und ist es, aus den Trümmern wieder ein neues Sprungbrett für alles Weitere zu zimmern. In kurzer Zeit wird uns allen Breesen auch nicht mehr sein als ein Etwas, das wir in uns tragen, und was hoffentlich auch in unserem Äußeren seine Prägung hinterläßt. Und doch ist das schon viel, und wer richtig in Breesen war, nimmt mehr mit heraus als die meisten andern.

Wir haben gelernt, am Jahresende keine Pläne mehr zu machen. Es ist eigentlich wohl das schlimmste Zeichen aller Geschehnisse, daß wir, auch ich hier draußen, stumpfer und ein wenig fatalistischer geworden sind. Es könnte uns eigentlich Aufgabe werden, dem Neuen Jahr mit genau derselben Tatkraft entgegenzugehen, mit der wir als Pimpfe mit Fackeln die weißen Berghänge herabfuhren, wodurch wir eine Haltung ausdrücken wollten: Die des Vorwärtsgehens, des bedingungslosen Hereinrennens in das Neue, sei es unbekannt oder sei es die neue Pflicht und die neue Arbeit. Wir werden uns diesmal, oder wollen uns

diesmal nicht halb bang, halb hoffnungsvoll fragen: «Werden wir das nächste Jahr nun in Virginia verbringen, oder in Kenya oder in Brasilien?» Ich habe mir für mich vorgenommen, mich das nicht zu fragen, und ich glaube, manchem von uns geht es ebenso. Wir haben die Sinnlosigkeit des Plänemachens eingesehen, haben erlebt, wie über Nacht all das weggefegt wurde, was [vieler] Jahre Arbeit aufgebaut hatte. Ich sehe jetzt dem Kommen entgegen. Ich will nicht alles auf mich zukommen lassen, aber ich werde sehen, wo auch für mich ein Platz sich finden wird, den ich ausfüllen kann und wo ich arbeiten kann. Und er wird, soweit es möglich ist, bei Breesenern sein. Mein Wunsch wäre es, wieder mitaufbauen zu dürfen, mich einsetzen zu können in etwas Sinnvolles. Ich schreibe Ihnen über das Technische bald extra, aber ich würde sehr gern irgendwohin, wo ich mit Ihnen und einem Rest unserer Menschen arbeiten kann.

Ja, wir sind zerstreut worden! Jochen, Stef, Dackel, Prinz, Töpfer, bald jeder woanders hin. Und Sie wissen überhaupt noch nicht, was Sie tun sollen und wohin Sie wollen. Und wenn es auch irrsinnig und kurzsichtig wäre, sich über die Tragweite einer solchen Trennung hinwegzutäuschen, so bin ich doch der Ansicht, daß gerade unter diesen Leuten, gerade unter Ihnen und den Hannioten das letzte Band nicht reißen wird, das uns bisher verband. Mehr will ich dazu nicht sagen, denn es ist schwer, darüber zu sprechen. Und doch glaube ich, daß auch Sie dasselbe fühlen, wenn Sie heute abend, wenn Sie den Brief erhalten haben, durch die Räume gehen, wo wir viel zusammen erlebt haben und wo wir vor allem *gelebt* haben. –

Das Jahr 1939 beginnt als ein Fragezeichen, und alle gehen, mehr oder weniger, mit dem Gefühl herein: «Ach Gott, was kann jetzt noch Schlimmeres passieren, jetzt ist ja doch alles egal.» Und deshalb will ich Sie heute bitten, den paar Menschen, die mich kennen, von mir den Neujahrsgruß zu bestellen und ihnen zu sagen, daß das alte Wort «alles fließt» auch für uns noch seine Bedeutung hat und daß vor uns allen noch ein Leben liegt, das jeden von uns erwartet und bereit ist, jedem von uns Aufga-

ben, Pflichten und frohe sowie ernste Zeiten zu geben, so, wie es stets der Fall war, seit es Menschen gibt.

Ihnen selber habe ich in diesem Brief eigentlich schon viel gewünscht und gesagt. Verzeihen Sie, daß ich immer im Plural sprach. Ich wollte mich damit nicht mit Ihnen in gleiche Lage setzen, sondern wenn ich «wir» schrieb, dann meinte ich alle die, in deren Namen ich zu sprechen glaube, ohne daß die den Brief kennen oder je lesen werden. Und Sie sind einer derjenigen, die dabei sind. Daher klang das vielleicht für Sie manchmal etwas seltsam. Ich könnte Ihnen noch viel schreiben, heute abend. Ich möchte Ihnen danken für sehr, sehr vieles, das das letzte Jahr mit sich brachte. Ich kann es nur so, auf diese provisorische Art. Ich möchte Ihnen auch noch besonders für das Buch danken, das Dackel mir gab. Wenn ich mir für das Neue Jahr etwas wünschen kann, dann ist es eben das, was ich schon oben andeutete, im nächsten Jahr mit Ihnen zusammenzukommen, zusammen etwas aufzubauen und wieder sinnvoll zu arbeiten.

Herr Bo, voriges Jahr erhofften wir uns ein Jahr des Gelingens. Diesmal wünsche ich uns eigentlich nur Mut und Hoffnung, das Neue Jahr in diesem Sinne zu beginnen. Wir werden es genausowenig formen können wie das vorige, aber wir können auch diesmal dasselbe tun, was wir im Vorjahr taten; das, was auch immer kommt, mit der uns gemäßen Art und Haltung zu tragen und zu versuchen, aus allem, was geschieht, das Beste zu machen.

Neujahr werde ich wieder oben bei den Jungen [im Werkdorf «Nieuwesluis»] sein, und dann werden wir an Breesen denken.

Herr Bo, ich gebe Ihnen die Hand und grüße Sie sehr herzlich

TÖPPER AN JOSEPH LOEWENSBERG,
30. Dezember 1938

Lieber Josef!

Leider habe ich das letzte Mal in all dem Trubel hier das Postschiff verpaßt, und ich möchte Dich bitten, deshalb nicht böse zu sein. Du kannst Dir ja gar nicht vorstellen, wie schön es war, nach so langer Zeit wieder Breesener Jungen hier zu haben.

Was sie so erlebt haben, das ist einfach nicht möglich, in dieser gedrängten Art des Schreibens zu erzählen. Sie haben nicht viel erzählt, besonders am Anfang, als sie kamen, nicht. Ihr Aussehen sprach jedoch mehr als alles andere. Abgesehen von den kahlgeschorenen Köpfen waren 2 Jungen, Prinz und Juwa, nicht gleich weitertransportfähig, so daß sie bevor sie nach Wieringen herausfahren, erst ein paar Tage hierblieben. Die ersten vier Tage waren außerdem alle noch hier und erholten sich zunächst mal ein bißchen. – Buchenwald war hier in den Zeitungen immer als berüchtigtstes KZ genannt, und nicht mit Unrecht. Die Jungen haben mir erzählt, wie sie gesehen haben, daß das Leben eines Menschen weniger wert ist als das eines Tieres und daß man, sofern man auch nur das Geringste sagt oder tut, was der SS nicht paßt, einfach totgeprügelt wird. Als Bo das Lager verließ (er ist mit Scheier und zwei Jungen der letzte gewesen), da hat er vom Lagerarzt erfahren, daß im Laufe von 4 Wochen 400 Menschen gestorben sind. – Mehr will ich eben nicht darüber schreiben. Weißt, es ist so zwecklos, sich jetzt das alles noch einmal zu vergegenwärtigen, weil es nur immer wieder erregt und das keinen Sinn hat. Ich denke, daß, wenn wir hoffentlich bald das «Land der Freiheit» betreten können, Dir die Jungen schon ruhiger über das Leben in einem deutschen KZ erzählen können.

Jetzt sind sie erst mal froh, daß sie raus sind und daß sie in Sicherheit sind. Am Anfang haben sie das überhaupt nicht begriffen. Der Alpdruck dieses Regimes ist ja so unendlich stark,

und immer noch sahen die Jungen, wenn sie hier in Amsterdam z. B. schräg, statt gerade über den Damm liefen, einen Mann auf sie zukommen, der sie «Jude» anschrie. [...] Jetzt sind sie jedenfalls draußen in Wieringen, und morgen zum Jahreswechsel werde ich wieder rausfahren. Weihnachten war ich auch schon draußen und habe mir angesehen, wie und wo sie leben. Sie haben eine Baracke mit Schlaf- und Eßraum und beginnen bereits mit der Arbeit. Es ist so voll da draußen, daß ich, der ich eine Nacht zu Besuch da war, auf dem umgedrehten Tisch schlief, in den man eine Matratze gepackt hatte. Man hat aber jetzt 150 Hektar Neuland dazu gekauft, und man rechnet damit, daß evtl. das Werkdorf erweitert wird. Amtlich ist es leider noch nicht, aber sehr wahrscheinlich.

[...] Bis jetzt steckt Schorch noch in Buchenwald, da er bei seiner Verhaftung nicht als Breesener gemeldet war und deshalb nicht bei der Befreiungsaktion von Gerson, dem Leiter von Winkel, dabei war.³⁴⁾ Davon hatte ich Dir ja, glaube ich, schon geschrieben. Es ist schön, daß es auch in dieser Zeit und zu diesen Tagen drüben noch Menschen gegeben hat, die den Kopf nicht verloren und die wirklich Tolles und Unwahrscheinliches erreicht haben. Auch Schwarzschild hat wie wild gearbeitet.

Das ist nun der privatere Teil meines Briefes. Jetzt muß ich Dir noch einiges Technische schreiben und Deine Fragen beantworten.

Es sollen insgesamt 21 Jungen nach Wieringen. Fest aufgenommen sind 8 bisher, davon 6 schon da. Wegen der übrigen 13 wird weiterverhandelt. Es handelt sich dabei um Virginiaboys und Australienboys. Du wirst vielleicht erfahren haben, daß, während die Jungen im Lager waren, Schwarzschild alles versucht hat, um die Jungen unterzubringen. Da sind dann außer Virginia noch das Kenya-Projekt und das Australien-Projekt aufgetaucht, wovon das erstere bereits Erfolg hatte. Die Jungen der Kenyagruppe, Jochen Feingold, Ernst Cramer, Mösch Braun, Heinz Lichtenstein und noch einer, auf dessen Namen ich eben nicht komme, fahren bereits im Laufe dieser Woche

nach England und wohl schon Anfang Januar nach Mombasa weiter. Australien ist ein Plan für 30 Jungen und Scheiers, wobei vor allem diejenigen berücksichtigt worden sind, die bisher überhaupt noch kein festes Auswanderungsziel hatten. Daß dabei Verschiebungen vorgekommen sind, ist ja wohl unumgänglich gewesen. Einige Virginiaboys haben in Kenya zugepackt, dafür hat Bo wohl jetzt wieder einige zu Virginia dazugesetzt. Darüber wird er ja mit den betreffenden Stellen drüben direkt verhandeln. [...]

Wegen der Einwanderung nach USA sind im Augenblick nicht ungünstig aussehende Verhandlungen in Berlin, und Bo hofft jetzt wirklich, uns bald weiterfahren zu sehen. Sein Wunsch in des Konsuls Ohr! Ich nehme aber fast an, daß Du über diesen Teil besser orientiert sein wirst als ich. – Ich hatte in meinem letzten Brief an Dich und an das Komitee um ein kleines Taschengeld für die Jungen gebeten. In der Zwischenzeit haben die Jungen jedoch erfahren, daß sie dort 50 cent in der Woche bekommen, so daß eine Notwendigkeit nicht mehr besteht. Bitte sei so gut und sage das weiter. Die Jungen wollen natürlich so wenig wie möglich Arbeit machen oder Ansprüche stellen, das ist ja klar. Sie werden übrigens, sowie sie etwas Zeit und Ruhe haben, an die dortigen Stellen schreiben.

[...] Es ist ein Irrtum, Du, daß ich auf meine Quotennummer verzichtet haben soll. Ich habe doch automatisch, wenn ich einreiche, eine Nummer. Es ist nicht so arg wie in Deutschland, daß man Nummern bis 20000 bekommt, aber der Andrang ist immerhin so, daß jeder registriert wird und je nach Bearbeitung seines Antrages eine Quotennummer bekommt, die ihm nachher bei der Einreise genau den Platz und das Datum der Visumserteilung anweist. Als nun in Deutschland die Pogromwelle losging, hat der hiesige Konsul allen seiner Ansicht nach nicht dringenden Fällen diese Nummer weggenommen und dem Berliner oder Hamburger oder Stuttgarter Konsulat zur Verfügung gestellt, damit Menschen, deren Antrag auf Immigration zwar bewilligt ist, die aber eine noch lange laufende Wartenummer haben, auf

die niedrigere Nummer des hiesigen Konsulats mit hereinkönnen. Davon bin ich nicht einmal persönlich benachrichtigt worden, sondern das ist hier ganz allgemein publik geworden, und als ich mich bei einem Rechtsanwalt, der Spezialist für Nordamerika ist, erkundigte, bestätigte der das. Ein guter Bekannter von mir, der für den 21. Dezember zur ärztlichen Untersuchung bereits hinbestellt war, bekam allerdings, da er ja schon einen festen Termin hatte, eine schriftliche Absage mit Vertröstung auf 1 bis 2 bis 3 Jahre weiterer Wartezeit. Daß man gerade meine Nummer dabei verschonen sollte, war nicht anzunehmen. [...]

Bo versucht in Berlin in kürzester Frist soviel Breesener als möglich herauszubringen. Auch seinetwegen steht er beim Konsulat in Verhandlung. Das wäre für heute alles wesentlich Wissenswerte. [...]

Dokument 23

CURT BONDY AN DR. OTTO HIRSCH,³⁵⁾

30. Dezember 1938

Auf der Fahrt von Berlin nach Groß-Breesen

Lieber Herr Hirsch!

Sie werden sicher sehr viel und Wichtiges zu tun haben, aber trotzdem möchte ich mich brieflich an Sie wenden, weil es vielleicht nötig ist, daß Sie in meiner Angelegenheit schon dort [bei einem Besuch in London] Entscheidungen treffen.

Nach wie vor gilt, was ich Ihnen in unserem letzten Gespräch sagte, daß ich bereit bin (Genehmigung vorausgesetzt), weiter in Deutschland zu bleiben, wenn ich hier eine wirklich wichtige Aufgabe zu erfüllen habe. Da ich nur für mich zu sorgen brau-

che, kann ich mit meiner weiteren Arbeit dort einsetzen, wo ich innerhalb unserer Hilfsarbeit am wichtigsten gebraucht werde und am besten wirken kann.

In *Groß-Breesen* will ich so lange bleiben, bis der Hauptteil der Leute draußen ist. Dies wird jetzt um so wichtiger, als Schwarzschild, der unerhört stark und erfolgreich für uns gearbeitet hat, in den nächsten Tagen auswandert. Ebenso Martin Sobotker und Alfred Hirschberg.³⁶⁾ Für die Weiterführung von *Groß-Breesen* bin ich dann, wenn die jetzige Belegschaft im wesentlichen draußen ist, durchaus entbehrlich. Dies um so mehr, als Gerson bereits einen Landwirt gefunden hat, der bereit und wohl auch fähig wäre, *Groß-Breesen* zu leiten. Seinen jetzigen Charakter wird *Groß-Breesen* ja ohnehin aufgeben müssen. Daß uns erlaubt wird, solche Institutionen zu schaffen, wofür Sie meine Mitarbeit wollten, glaube ich nicht mehr.

Bleibt die Frage, ob andere wichtige pädagogische oder organisatorische Aufgaben hier in Deutschland sind, für die speziell ich gebraucht werde. – Wenn nicht, so wäre ich für Aufgaben außerhalb Deutschlands frei. Hyde Farmlands braucht mich, wie Seligsohn³⁷⁾ schrieb, zur Zeit nicht. Ich könnte jedoch höchstwahrscheinlich ohne weiteres mit nonquota-Visum als Professor nach Richmond.

Die weitere Frage ist, ob es zunächst nicht wichtiger ist, daß ich in Europa und nicht in USA arbeite. Somit komme ich auf den Plan zurück, den Schwarzschild schon bei unserer letzten Besprechung vorschlug und den wir heute mit Hannah Karminski³⁸⁾ zusammen noch einmal durchgesprochen haben. Er sieht jetzt so aus:

Ich gehe für einige Monate zunächst nach Holland oder, wenn das nicht geht, nach England. Meine Aufgaben werden etwa sein: Mitwirkung bei der

1. Schaffung weiterer Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche (bis 25 Jahre) in europäischen Ländern (Einzel- und Gruppen-Unterbringung, teils als Zwischenlösung).
2. Sorge in den Ländern für die Unterbrachten.

3. Sorge für die Weiterwanderung.

Dazu ist noch zu sagen:

1. Es läuft ein ernsthaftes Gesuch um Aufenthaltserlaubnis in Holland für mich.
2. Meine Stellung dürfte keine private sein, sondern ich müßte etwa Sonderbeauftragter der Reichsvertretung der Juden in Deutschland sein.
3. Da ich wahrscheinlich mit RM 10,- auswandern werde, müßten mein Lebensunterhalt, Reise- und sonstige Spesen von irgendeiner Stelle aufgebracht werden. Ich will nicht mehr Geld haben, als ich unbedingt brauche.

Sie werden von dort aus die Notwendigkeit und Möglichkeit solcher Arbeit besser beurteilen können als ich hier. Ich hörte hier verschiedentlich die Meinung, daß vor allem für die nichtzionistische Jugend *weitaus* nicht das getan wird, was getan werden müßte und könnte.

Für eine baldige – wenn auch ganz kurze – Stellungnahme wäre ich Ihnen dankbar.

Ich wünsche Ihnen erfolgreiche Arbeit dort.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

CURT BONDY AN TÖPPER,

1. Januar 1939

Lieber Töpfer!

In der letzten Zeit sind viele Briefe von alten Groß-Breesenern gekommen, und aus allen spricht die echte Verbundenheit mit Groß-Breesen. Immer mehr und mit wirklicher Freude erfahren wir, wie viele von Euch sich in den letzten Wochen für uns eingesetzt haben und versuchen, uns zu helfen. Erstaunlich groß ist die Zahl der Briefe von Menschen, die früher hier gewesen sind, die wünschen, irgendwo und irgendwann wieder mit den alten Kameraden zusammen arbeiten und leben zu können.

Leider können wir die vielen Briefe, die wir jetzt bekommen, nicht einzeln ausführlich beantworten. Dein Brief jedoch wirft so manche grundsätzliche Fragen auf, daß ich Dir eingehend darauf antworten möchte.

Ich verstehe wohl, daß manche von uns müde und hoffnungslos werden, aber ich meine, daß wir das nicht dürfen und daß gerade wir die unbedingte Pflicht haben, jetzt mit Einsatz unserer ganzen Kraft einen planvollen Neu-Aufbau zu versuchen. Du schreibst: «Wenn wir aus dem Jahre 1938 Bilanz ziehen wollen, müssen wir feststellen, daß alle die Pläne, die uns als Ideale vorschwebten, vorbei sind». Gerade das Gegenteil ist richtig. All die Pläne, die wir jetzt weiter verfolgen, sind keine Notlösungen, sondern gehören in den Gesamtplan, den wir im letzten Jahr aufgebaut haben. Allerdings haben wir unseren ersten Plan, daß alle Groß-Breesener auf einer einzigen Farm zusammenleben sollen, schon lange aufgegeben; und ich meine, daß wir darüber gar nicht traurig sein sollten. Ernst Cramer hat uns bei seinem Abschied sehr deutlich gesagt, daß seine Ansicht über Groß-Breesen, als er hierher kam, falsch gewesen ist. Groß-Breesen könne nicht ein enger Freundeskreis sein, in dem alles

verwirklicht würde, was die Menschen aus der Jugendbewegung sich als Ideal vorgestellt hätten. Aber Groß-Breesen sei ein Kreis wirklich guter Kameraden, die in ihren Berufswünschen und in ihrer menschlichen Haltung übereinstimmen. – Nach wie vor und eigentlich in noch viel stärkerem Maß als früher haben die Groß-Breesener ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Das gilt für ihren Beruf als Landwirte und gilt für ihre Haltung und für die Art ihres Zusammenlebens. Auf uns kommt es an, ob unsere neuen Siedlungen es fertig bringen, vorbildlich zu wirken und größere Kreise zu ziehen. Die neuen Groß-Breesener haben also sehr bestimmte und weitgehende Aufgaben zu erfüllen.

Du schreibst, «in kurzer Zeit wird uns allen Breesen auch nicht mehr sein als ein Etwas, das wir in uns tragen und was hoffentlich auch in unserem Äußeren seine Wirkung hinterläßt. Und doch ist das schon sehr viel, und wer richtig in Breesen war, nimmt mehr mit heraus als die meisten anderen». Ich meine, daß das durchaus richtig ist und daß es nicht Sinn hat, nun dem *alten* Groß-Breesen nachzutruern.

Sieh mal, es wäre dasselbe, wie wenn Menschen, wenn sie aus dem Jugendalter herauskommen, immer wieder dieser Zeit nachtrauern, als ob ihre Werte endgültig verloren seien. Wer richtig zu leben versteht, weiß, wenn er erwachsen wird, sehr wohl, daß die Erlebnisse seiner Jugendzeit einen wesentlichen und wichtigen Bestandteil seines Erwachsenen-Daseins darstellen. So ist es auch mit Groß-Breesen. Groß-Breesen bei Obernigk ist Vorbereitung und Jugendzeit, die Groß-Breesen in Argentinien, in Virginia, in Australien, in Kenya und vielleicht auch in Paraná sollen echtes und gutes Erwachsenen-Dasein und Bewährung darstellen. Menschenskind, ist das nicht Lebensaufgabe genug, und haben wir da Grund, traurig und hoffnungslos zu sein? Vielleicht werden sich nicht alle unsere Pläne verwirklichen lassen, doch im Grund liegt unsere Aufgabe fest, und wir sind nicht zum Abwarten und zur Hoffnungslosigkeit da, sondern gerade jetzt zu ganz besonderer Aktivität verpflichtet. Es ist doch keine Fantasterei sich vorzustellen, daß in den nächsten

Jahren in den verschiedenen Ländern neue Siedlungen von uns aufgebaut werden, und wir wissen doch, daß an manchen Stellen schon sehr tatkräftig und wirksam angefangen ist. [...]

Du mußt mir jetzt aber zugeben, daß die Bemerkung in Deinem Brief: «Wir haben gelernt, am Jahresende keine Pläne mehr zu machen», wirklich nicht richtig ist. Es wird aber sehr wesentlich von uns selbst abhängen, ob mehr oder weniger von diesen Plänen im Neuen Jahr verwirklicht werden.

Und zum Schluß noch dies: Du selbst hast gar keinen Grund, über Planlosigkeit und Mutlosigkeit zu klagen. Wir wissen sehr wohl, was gerade Du in der letzten Zeit für Groß-Breesen gearbeitet und erreicht hast.

Also: das Neue Jahr wird für uns Groß-Breesener voll von wichtigen, guten und erfüllenden Aufgaben sein.

Herzlichst

Dein Bo.

Dokument 25

CURT BONDY AN HAKA
(HYDE FARMLANDS, VIRGINIA, USA),

11. Januar 1939

Lieber Haka!

Ich komme eben aus Berlin. Du wirst heute von unserem Telegramm an Thalhimer erfahren haben. [...]

Die Sache ging so, daß sich in England eine Möglichkeit zeigte, Leute in den landwirtschaftlichen Notstandsgebieten zur Ansiedlung zu bringen. Wir waren sehr verzweifelt, ob überhaupt aus der Virginia-Sache noch etwas würde und beschlossen, noch einmal einen Vorstoß beim Konsul zu machen. Friedel brachte am Vormittag einen Brief von mir hin, in dem ich um eine Besprechung bat und diese wirklich am gleichen Tag um

3 Uhr bekam. Der Konsul erklärte sich nach kurzer Besprechung bereit, uns *agricultural preference Quoten* zu geben und schrieb sofort Bogen aus mit der Bemerkung «*agricultural preference*».39)

Er stellte als Bedingung:

1. für jeden Bewerber ein eigenes Affidavit mit den notwendigen Unterlagen,
2. eine Bescheinigung vom Gut (also wohl von Thalhimer), daß
 - a) die Bewerber sofort auf das Gut kommen
und
 - b) einen Besitzanteil an dem Gut haben.

Diese Angabe muß für jeden persönlich gegeben werden, und ich hoffe, daß, wenn dieser Brief ankommt, die Bescheinigungen bereits unterwegs sind. [...]

Der Konsul erklärte sich außerdem bereit, den Briefwechsel mit dem [State] Department in Abschrift an die Konsulate in Havanna (eine Person), in Warschau (2 Personen) und in Rotterdam (5 Personen) zu schicken.40) Ich vermute, daß daraufhin nunmehr keine Schwierigkeiten, auch für die anderen, bestehen werden, auf die Preference Quota-Liste zu kommen. Ich nehme sogar an, daß die Sache verhältnismäßig schnell gehen wird, da der Konsul mir sagte, daß wir, sobald eine Person mit ihren Papieren fertig ist, diese einschicken sollten, damit die Papiere dann gleich bearbeitet werden könnten.

Du kannst Dir denken, wie sehr froh wir über diese Lösung sind. [...]

Dokument 26

TÖPPER AN CURT BONDY,

13. Januar 1939

[...] Jetzt weiß ich wieder gar nicht, wo ich zuerst anfangen soll.

Als Egoist bei der neuen, anscheinend doch recht positiv aussehenden Amerikasache. Ich habe dazu erst mal folgende Frage: Was bedeutet in diesem besonderen Fall «preference»? Es kann sofort, es kann aber noch 2 Jahre bedeuten, wenn man sich überlegt, daß andere noch 5 vor sich haben, was ja denen gegenüber auch preference wäre. Aber ich glaube und hoffe eigentlich, daß es sich wirklich um eine Sache handelt, die nun endgültig bald vor sich gehen wird?! Ich warte jetzt zunächst mal auf Ihren Brief, damit wir sehen, was wir zu tun haben. [...]

Dokument 27

CURT BONDY, GROSS-BREESEN,
AN FRITZ SCHWARZSCHILD, BERLIN,

20. Januar 1939

Lieber Schwarzschild!

Ich bin gestern nacht aus Berlin zurückgekommen und möchte Ihnen kurz über den Stand unserer Projekte berichten.

1. *England* (Zwischenauswanderung 300 Leute – sogenannte Rudel-Liste) wozu sowohl die ICA-⁽¹⁾ als auch die Australien-Leute gemeldet waren: geplatzt, angeblich Komitee-Streitigkeiten. Ob die Sache wieder in Schwung kommt, dürfte fraglich sein.
2. *Kinderverschickung*. Soweit es unsere Leute betrifft, ist die Sache geplatzt. Außer G. S., der eine private Bürgschaft hat, dürfte kein Groß-Breesener herauskommen.

3. *Dänemark*. Nichts weiter gehört, dürfte auch geplatzt sein.
4. *Virginia*. Geht prima weiter. Leute bereits Nummern für die Vorzugs-Quote bekommen. Heute schreibt Dackel, daß er mit Töpfer beim Konsul in Rotterdam war. Dieser war orientiert, sehr nett, hat den Leuten in Aussicht gestellt, daß sie im März fahren können. [...]
5. *Durchgangslager*.⁴²⁾ Sie werden wahrscheinlich aus den Zeitungen dort schon Näheres gehört haben. Anbei sende ich Ihnen ein Rundschreiben der RV [Reichsvertretung] zur Kenntnis. Wie mir Günter erzählte, sollen schon allerhand Kompetenzschwierigkeiten aufgetreten sein. [...]

Ob ich meinen Paß bekomme, entscheidet sich morgen. Ich bin nach Breslau vorgeladen worden.

6. *Groß-Breesen*. Schwierigkeiten wegen der Instwohnungen. Wir machen jetzt Vergrößerungen und Reparaturen an fast allen Wohnungen, die in 4 Wochen beendet sind. Kosten RM 2000,- bis 3000,-.

Nachfolger von mir: Stud. Assessor Bernstein und Frau in Aussicht. Tüchtige Leute. Für Scheier: ein arischer Inspektor, noch unsicher.⁴³⁾

So, das wären alle neuen Nachrichten und ich hoffe, Sie sind jetzt wieder ganz im Bilde.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

TÖPPER AN CURT BONDY,
20. Januar 1939

Lieber Herr Bo!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 17. bzw. 18. 1. Das Resultat der Rotterdamfahrt hat mich richtig überrascht. Ich hatte weniger erwartet. Vormerkmnummern gibt es in Holland nicht, jedenfalls keine Formulare. 16 Menschen werden monatlich auf preference gesetzt, und da die Februarquote bereits besetzt war, wurden wir auf die Märzquote gesetzt. Wichtig ist nun folgendes: Der hiesige Konsul scheint anzunehmen, daß ihm wie bisher alle weiteren Unterlagen und Papiere durch den Berliner amerikanischen Generalkonsul zugehen, und dann will er uns wegen der ärztlichen Untersuchung erst benachrichtigen. Wenn nun die notwendigen Unterlagen bei Ihnen in Berlin eintreffen, würde ich vorschlagen, diese mit den nötigen Bemerkungen an den Berliner Konsul weiterzuleiten, damit der sie dem hiesigen einschickt. Wenn der Berliner Konsul die Papiere der übrigen Leute als genügend betrachtet und unsere weitersendet, glaube ich sicher, daß der hiesige Konsul gar keine Schwierigkeiten machen wird und uns unsere Vorladung schickt. Wegen meines Affidavits bin ich eben im Unklaren, ob es auch noch einmal ausgestellt wird. Es wäre mir sehr wichtig, daß es wieder von demselben Bürgen gestellt wird, da der natürlich dem Konsul schon bekannt ist und außerdem in diesem Falle sicher mehr als genug ist. Er ist ein Direktor einer der größten New Yorker Banken. Ich werde deshalb noch einmal beim Josef anfragen, denn ich könnte mir nach meinen bisherigen Erfahrungen vorstellen, daß unter Umständen die Leute sich sagen: Ach, der hat ja schon eingereicht und das Affidavit läuft, warum also an diesen Mann noch mal herantreten? Das geht auch so in Ordnung! – Ich bin aber überzeugt davon, daß es erneuert werden muß, da ich im Juli eingereicht hatte und abgelehnt worden bin.

Wegen der Schiffskarten der Jungen sehe ich sehr unklar. Meiner Ansicht nach ist ein Bezahlen von seiten der Eltern aus nicht möglich! Das ging bis vor kurzem noch, aber ich glaube, auch nur für Südamerika. Würden Sie in diesem Falle an die Komitees herantreten? Ich glaube außerdem, daß alle deutschen Schiffe bis Juni vollgebucht sind, so daß es in diesem Fall sogar für eines der beiden Komitees günstiger wäre, sie bezahlen die Überfahrt, als den hier mehr oder weniger unfruchtbaren Aufenthalt bis Juni. Ich schalte dabei natürlich aus! [...]

Herr Bo, es ist ein widerliches Gefühl immer auf die Hilfe anderer fremder Menschen angewiesen zu sein. Wir, die wir früher uns geniert haben, wenn uns ein anderer einlud, sind jetzt auf die Hilfe von irgendwelchen fremden reichen Leuten angewiesen, die das zum Teil sehr gern tun, die aber zum Teil auch davon Verpflichtungen und eine gewisse Haltung ihnen gegenüber erwarten, die mir zutiefst zuwider ist. Ich glaube, wir alle werden uns mühen, sobald als möglich in eine unabhängigere Lage zu kommen. Ich komme mir manchmal vor wie ein Tier, das aus der Hand frißt, aber trotzdem nicht wie der Hund, der es gern tut, sondern eher wie ein gefangenes wildes Tier, das genau weiß: Wenn ich nicht gefangen wäre, ich würde nichts fressen. – Aber es ist unser Schicksal, und wir müssen nur versuchen, so schnell es geht, diese Schuld abzutragen und unabhängig von der Hilfe anderer zu werden. Doch darüber hoffentlich Näheres bald mündlich.

Die Jungen gefallen mir gut, jedenfalls der größte Teil. Prinz hat sich kaum verändert, nur sieht er schärfer vorwärts und denkt eine ganze Menge über sein weiteres Leben nach. Es ist schade, daß er nicht mitkommt. Aber das ist persönlich gesehen, denn ich kann mir gut vorstellen, daß gerade aus Prinz mehr werden kann, wenn er auf sich allein angewiesen ist.⁴⁴⁾ [...]

Y. ist bzw. entwickelt sich immer mehr zu dem Typ des nur auf sich bedachten Finanzmannes, der, wenn es für seinen eigenen Geldbeutel nötig ist, rücksichtslos über Leichen geht. Er ist, wenn er gute Laune hat, ausgesprochen nett und umgänglich,

aber wehe, wenn er in schlechter Laune um irgendeinen Gefallen gebeten wird. Dann ist er kleinlich, wie es wahrscheinlich seine Vorfahren waren, als sie noch in der Gegend von Jarotschin und Lemberg mit Hosenträgern handelten. Es tut mir leid, so ausgesprochen hart urteilen zu müssen, aber ich glaube, es ist richtig. [...]

Mit Dackel stehe ich sehr ordentlich, wie überhaupt mit den Hannioten, Prinz und Dackel, am besten. Wir waren jetzt 2 Tage in A[mster]dam und R[otter]dam zusammen, und ich fand es prima. Er hat zweifellos seinen Dickkopf und versucht auch immer, ihn durchzusetzen, aber das ist schließlich kein Nachteil. Er hat die Gruppe recht gut in der Hand, wenn auch einzelne Reibereien nicht zu vermeiden sind. Schuld sind die Beteiligten meist alle mehr oder weniger. Verändert hat er sich kaum, nur noch ein wenig männlicher geworden [ist er], seit ich ihn nicht mehr gesehen habe. [...]

Herrmann ist, nachdem er die ersten Tage etwas gedrückt und down war, wieder völlig der alte, der oft, wenn besonders gedrückte Stimmung oben im Kamp ist, die Leute mit seinem Humor und seiner Natürlichkeit wieder herausreißt. Er ist derjenige, der dem Dackel am meisten hilft und auch helfen kann, denn abgesehen davon, daß er recht klug ist, hat er auch einen gewissen Einfluß auf die Leute, und außerdem die genügende Ruhe, es ihnen beizubringen. Richtig obenauf war er aber erst wieder, als er zum ersten Mal wieder eine Säge in der Hand hatte und eine Tischlerschürze umhatte. War er in den ersten Tagen hier noch ganz die Mutter, die schwache und gedrückte alte Frau, so setzt sich jetzt wieder der tatkräftige und energischere Ton des Vaters durch.

Floh ist ganz der alte. Unverändert, halb noch das große Kind, halb der Junge, der ganz genau weiß, was er will, und der das auch nachdrücklichst vertritt. Wenn Floh Ordnungsdienst macht, muß ich ab und zu mit Grausen an gewisse Sonntagvormittage denken.⁴⁵⁾ Was nicht sauber an seinem Platz liegt, wandert mit Karlsruher Kraftausdrücken auf die einzelnen Betten,

und wehe, wenn sie nicht weggeräumt werden. Besonders die beiden Nichtbreesener wissen davon ein Lied zu singen (die könnten meiner Ansicht nach überhaupt Klagelieder singen. Aber sie stören wirklich, und wenn sie klug wären, würden sie abhauen. Mancher hat aber ein dickes Fell.) Im Großen und Ganzen glaube ich, daß Floh ein Junge wird, der, wenn er sich weiter entwickelt und reifer wird, in der Virginiagruppe absolut ein Faktor werden kann, mit dem man rechnen darf oder muß.

Die beiden letzten Mohikaner, Brötchen und Paul, sind die unwesentlichsten der Gesellschaft. Paul ist nett, tüchtig, ungeheuer kameradschaftlich und nicht sehr gescheit. Er ist das Mädchen für alles, der unermüdlich Kohlen schleppt und sich von jedem ausnutzen lassen würde, wenn einer darauf aus wäre. Wenn er (bei einem Gespräch über bekannte Hotels) mit toternster Miene behauptet, der Aachener Quellenhof sei unübertrefflich, was Größe, Bedienung und Schönheit anbetrifft, so ist das kein Zeichen sozialen Tiefstands, sondern meiner Meinung nach eine ungeheure Naivität, die ihn in allem zu eigen ist. Wo man ihn hinsetzt, da leistet er das Möglichste, und er ist immer das Produkt der Umgebung, die ihn zur Zeit gerade beeinflusst. Solange er mit G[roß-] B[reesenern] zusammen ist, solange wird er absolut brauchbar und ordentlich sein, und solange ist er 100 % zuverlässig. Und da er mit uns geht, ist anzunehmen, daß das der Fall sein wird.

Über Brötchen kann ich nichts sagen, da ich ihn draußen noch nicht erlebt habe. Hier war er derselbe ruhige Bürger von ehemdem, der beschaulich und phlegmatisch seine Pflicht tut und nicht mehr. [...]

Recht herzlichen Gruß Ihnen und auch an Ernst Cramer
Ihr

CURT BONDY, Z. ZT. AMSTERDAM,
AN FREDERICK W. BORCHARDT, NEW YORK,
9. Februar 1939

Lieber Borchardt,

es tut mir recht leid, daß wir uns in Europa nicht getroffen haben. Ich bin gestern aus London zurückgekommen und werde wahrscheinlich demnächst wieder nach England fahren, um beim Transitlager mitzuarbeiten.⁴⁶⁾

Heute schreibe ich Ihnen aber in einer anderen Angelegenheit und bitte Sie, sofort nach Erhalt dieses Briefes ein N. L. T. [Night Letter Telegram] nach Groß-Breesen zu schicken. Es handelt sich um folgendes:

Wir können in Florida eine Farm von 2000 acres zu Ansiedlungszwecken bekommen. Es scheint auch möglich zu sein, den Besitzer, dessen Namen ich nicht kenne, zu veranlassen, die Einrichtung und sonstige Kosten zu bezahlen. Nötig wäre nur, dafür zu sorgen, daß die Leute ins Land kommen. Die Sache wird hier von einem Bankier Hugo Kaufmann in die Wege geleitet. Er kommt mit dem Verwandten des Besitzers demnächst in Monte Carlo zusammen und will von mir ein Exposé haben.

Ich habe ihn heute auf die Schwierigkeiten, die Leute hineinzubringen, hingewiesen, sagte ihm aber, daß es vielleicht für Landwirte möglich sei, die Präferenzquote zu bekommen, sagte ihm aber dabei, daß ich nicht wüßte, ob diese Sache, wie sie für unsere Virginialeute gemacht worden wäre, überhaupt zu verallgemeinern ist. Ich müßte mich in dieser Angelegenheit mit meinen amerikanischen Leuten in Verbindung setzen, um zu erfahren, ob ein solcher Antrag Aussicht auf Erfolg hätte. Herr Kaufmann wies darauf hin, daß, da das Land geschenkt würde, keine Schwierigkeiten beständen, den Leuten das Land in einzelnen Teilen zu schenken, also eine ähnliche Form zu wählen, wie bei den Virginialeuten.

Ich bin der Meinung, daß man diese Sache unbedingt verfolgen muß, um so mehr, als jetzt die ICA-Auswanderung nach Argentinien stoppt. Es werden sich zweifellos ohne weiteres eine große Anzahl von gut ausgebildeten Landwirten finden lassen, die *sehr gern* in Amerika siedeln würden.

Diese Frage ist ja nicht nur für Florida wichtig, sondern von ganz entscheidender Bedeutung auch für die anderen landwirtschaftlichen Projekte in USA. Bitte überlegen Sie sich die Sache sehr genau. Ich brauche Ihnen ja nicht zu schreiben, unter welch scheußlichem Druck wir jetzt in Deutschland stehen und wie ungeheuer verzweifelt die Menschen sind. Meine Besprechungen in London und in Amsterdam haben mich nur davon überzeugt, daß bei allem guten Willen der Leute, die Auswanderungsaussichten sehr schlecht sind. Ich erwarte Ihre Kabelantwort in etwa 9 Tagen spätestens.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Dokument 30

TÖPPER AN CURT BONDY,

10. Februar 1939

Lieber Herr Bondy!

Noch sind Sie nicht 10 Stunden fort, und schon muß ich wieder quasi einen Eilbrief schreiben. Wir waren bei Karlsberg⁴⁷⁾ und verabredeten mit ihm, daß Dackel nach Rotterdam fahren sollte und dort sich die Antragsformulare holt. Dann wollten wir am Montag zusammen mit Karlsberg einreichen. Dackel fuhr also nach Rotterdam und bekam da die Auskunft, daß der Konsul noch nicht genügend über uns Bescheid wisse und deshalb eine Rückfrage nach Berlin gestellt habe. Von da aus erwarte er dann nähere Informationen über uns, und dann würde er uns Nach-

richt geben. Vorher bekämen wir aber keine Antragsformulare und könnten auch nicht einreichen. Wenn wir den Märztermin noch schaffen wollten, dann müßte der Berliner Konsul schnell antworten. Wir telefonierten daraufhin sofort an Stef, der aber nicht zu Haus war, und sagten seiner Mutter, daß sie Ihnen das sofort durchsagen müsse, bevor Sie zum Konsul gingen. Ob sie das geschafft hat, möchte ich bezweifeln, aber jedenfalls müssen Sie jetzt wirklich versuchen, den Konsul dahin zu bringen, daß er auf die Anfragen des hiesigen Konsulats antwortet!!! Vorher können wir hier nichts tun und sind machtlos. Ohne den Berliner Bescheid tut der Konsul *nichts*.

Wir hatten auch angenommen, daß der Konsul besser informiert sei, und beim ersten Mal machte es auch absolut so den Eindruck. Aber eben wieder ist es so, daß der Mann hier anscheinend noch Details erwartet und bisher nur unsere Namen erhalten hat. Auch wird ihm wohl die Handhabung der sharefrage⁴⁸⁾ noch unklar sein. Jedenfalls hoffen wir hier sehr, daß der Konsul bald Bericht bekommt, damit wir hier weiterkommen. Karlsberg ist sehr nett und will uns wirklich helfen. [...]

Dokument 31

PROTOKOLL ÜBER EINE BESPRECHUNG VON CURT BONDY UND JULIUS L. SELIGSOHN MIT DEM AMERIKANISCHEN KONSUL in Berlin, 15. Februar 1939

Virginia-Angelegenheit

1. Augenblicklicher Stand: Das Konsulat verlangt von amtlicher Stelle bescheinigten Bericht, daß die Leute in Groß-Breesen besonders gut ausgebildet werden. Bericht wird übermorgen dem Konsulat übergeben.

2. Die Affidavits sind heute alle geprüft worden; kleine Nachforderungen bei einigen notwendig.
3. Es ist noch nicht entschieden, ob nochmalige Anfrage in Washington notwendig. Wenn Anfrage, dann Kabel verabredet.
4. Die Mädchensache: Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Mädchen jetzt schon mitkommen können.
5. Zeitangabe: Entscheidende Antwort Washington wird spätestens in einigen Wochen erwartet (falls überhaupt Anfrage nötig). Seligsohn soll einige Tage nach Einreichung des Berichts antelefonieren.
6. Leute in Holland und Polen: Wir haben nicht nachgefragt, da erst Vorfragen geklärt werden sollen. Bitte um Benachrichtigung der beiden Konsulate soll erst ausgesprochen werden, wenn Berliner Konsulat grundsätzlich zugesagt hat.

Nachschrift: Herr Seligsohn sieht die Sache als günstiger an und wünscht zum Protokoll folgende Ergänzungen:

No. 4: «Es ist von uns betont worden, entsprechend dem Wunsch von Herrn Thalheimer und seiner Abmachung mit dem State Department, daß die Mädchen nicht auf die Farm kommen. Es wird aber versucht, für die Mädchen die individuelle Einwanderung auf landwirtschaftlicher preference-quote zu erlangen».

Die Papiere der Mädchen sind ebenso geprüft worden wie die der Gruppe.

gez. Bo

AKTEN-NOTIZ ÜBER DIE BESPRECHUNG
IM AMERIKANISCHEN KONSULAT

in Berlin, 1. März 1939

Anwesend: Konsul Norden, Konsul Rose, Dr. Seligsohn,
Dr. Bondy

Es hatte vor unserem Kommen anscheinend eine Konferenz stattgefunden und uns wurde ein Teil eines Briefes des Konsulats an das State Department in Washington vorgelesen. Anfrage wegen des Vertrages, wegen der Rentabilität der Farm. Entscheidung des Departments muß abgewartet werden.

Falls Ablehnung, müssen unsere Leute auf anderem Wege nach USA. Konsul Norden meinte in späterem Privatgespräch: frühester Termin der Überfahrt April – spätester Termin August.

Brief geht am Montag, den 6. 3., nach USA.

Ingrid Warburg hat an Dr. Seligsohn telegraphiert, was mit Groß-Breesen wäre, Thalhimer wird unruhig.

Dr. Seligsohn schickt Telegramm an Thalhimer und ausführlichen schriftlichen Bericht.

Die Konsuln waren durchaus freundlich und hilfsbereit. Ich habe den Eindruck, daß sie uns helfen wollen und, falls Ablehnung von Washington kommt, uns so behandeln würden, als ob wir Affidavits ohne weiteres im Juni 1938 eingereicht hätten.

Betr. Holländer⁴⁹⁾ fragte ich den Konsul: Er meinte, daß er dem Konsul in Rotterdam keine Anweisungen geben könnte. Ich hatte jedoch das Gefühl, daß sie mit ziemlicher Sicherheit nach Rotterdam berichten werden, was sie tun werden.

Die Sache ist unangenehm, da weiter gewartet werden muß, aber ich bin durchaus der Meinung, daß die Sache nicht schlecht steht und daß man abwarten soll. Ich bin nicht dafür, daß wir versuchen sollten, die 8 Jungen, die jetzt noch in Deutschland sind, nach England zu bringen.⁵⁰⁾ D. h. ich meine so: abwarten bis

Antwort aus Washington, die ich bis spätestens Mitte April erwarte (evtl. könnte man versuchen, die Antwort drahtlich durch Thalheimer zu erbitten).

Die Holländer müssen und können ja auch ohne weiteres diese Zeit abwarten. Falls die 8 Jungens, die noch in Deutschland, jetzt ins [Kitchener] Camp gingen, würde die Gefahr bestehen, daß sie dann in England erst Nummern bekommen, die in 2–3 Jahren drankommen, während jetzt die Hoffnung besteht, daß sie bei Ablehnung durch Washington im Juli oder August regulär an die Reihe kommen.

Falls negative Antwort aus Washington, würde versucht werden, in Berlin Nummern für August zu bekommen, mit besonderer Bitte der Übertragung nach England und, da dann die Camp-Erfordernisse erfüllt sind, Übernahme in das Kitchener Camp.

Bei den 4 Mädchen, die noch hier sind, empfehle ich die Englandpläne durchzuführen.⁵¹⁾ Über die Mädchen wie überhaupt über einzelne, ist nicht gesprochen worden.

Groß-Breesen, 4. März 1939

gez. Bondy

Dokument 33

TÖPPER AN CURT BONDY,

6. März 1939

Lieber Herr Bo!

Recht vielen Dank für Ihre Nachricht über Amerika, wenn sie auch nicht sehr schön ist. Jetzt heißt es wieder einmal warten, warten und noch einmal warten, und wir können nur hoffen, daß Washington diesmal endgültig zusagt und daß es nicht wieder so ewig dauert. Setzt sich jetzt drüben noch einmal jemand für die baldige Entscheidung dieser Angelegenheit ein, und wird Thalheimer etwas dafür unternehmen? [...]

Sollte die gewünschte Benachrichtigung von Was[hington] negativ ausfallen, dann sehe ich für uns 5 hier sehr schwarz. Ich glaube kaum, daß auch der hiesige Konsul uns eine Nummer geben wird, die in absehbarer Zeit drankommt. Ich schrieb Ihnen damals schon, daß alle verfügbaren Nummern auf Jahre hinaus abgegeben worden sind, und zwar an die deutschen Konsulate. Es ist nicht anzunehmen, daß der Konsul hier, der sehr scharf und unangenehm ist, das gleiche Entgegenkommen zeigt wie der Berliner, der es wenigstens angedeutet hat. Aber es hat wohl keinen Zweck, sich eben über Dinge zu unterhalten, über deren Entwicklung man z. Zt. noch gar nichts sagen kann. Ich wünschte, daß wir Sie erst wieder hier hätten, und ich lade Sie hiermit feierlichst zu einem «Kriegsrat», die Amerikaauswanderung betreffend, nach Wieringen ein! Nehmen Sie an? [...]
Recht herzliche Grüße
Ihr [Töpper]

Dokument 34

TÖPPER AN CURT BONDY,
10. April 1939

Lieber Herr Bo!

Also dies ist der schon avisierte, mit extra breitem Rand verzierte technische Brief. Ich will es möglichst kurz zusammenfassen, da ich weiß, wie knapp eben Ihre Zeit ist. Aber bitte, schreiben Sie mir doch trotzdem mal wieder.

1. Wie steht es mit Ihren Plänen? Halten Sie die Absicht, in den nächsten Monaten nach USA zu gehen, noch aufrecht? Und wie würde sich das gestalten?

2. Vorgestern erfuhr ich zufällig durch den mich besuchenden Floh, daß wegen unserer preference-Angelegenheit eine Antwort vom State Department eingelaufen ist, in dem dieses zu

seinen Entscheidungen vom Herbst '38 steht, also wohl positiv und anerkennend. Alles hänge nun vom Konsul ab. – Wer verhandelt weiter? Wird das überhaupt getan? Wissen Sie irgend etwas Näheres? Ich habe mich gründlichst darüber beschwert, daß man mich ohne Nachricht gelassen hat. Hoffentlich nützt es was! Ich hoffe sehr stark, daß diesmal wirklich etwas sich entscheidet. Denn ich glaube, wir können nicht mehr lange warten. Wenn es scheitern würde, dann werde ich Ihnen ausführlich schreiben und sogar wahrscheinlich zur persönlichen Besprechung [nach England] rüberkommen.

3. Wann kommt der Rundbrief? Kommt er überhaupt? Ich höre nur noch sehr wenig von Breesen [...].

4. Ich hatte sehr interessante Post, wohl Rundbrief, von Haka. Es ist nur immer so ein wenig komisch, daß einem die Trauben vor den Mund gehalten werden, und man darf nicht reinbeißen. Denn so ist es mit unserer Amerikasache. Na, abwarten! Ein altes, ewiges Wort.

5. Die internationale Lage spitzt sich derart zu, daß man langsam Sicherheitsmaßnahmen für sein eigenes liebes Ich überlegt. Wir haben uns hier schon oft über einen Kriegsfall, in den Holland mit einbezogen wäre, unterhalten, und sind eigentlich alle zu dem Entschluß gekommen, daß wir am besten nach England gehen. Würden Sie bitte einmal mir Ihre Meinung schreiben zu a) ob man sich und wie ein Visum von England besorgen soll, b) ob Sie es für möglich halten, daß man im Falle einer Invasion ohne Visum nach England reinkommt, c) oder ob Sie das überhaupt für Hirngespinnste halten. Ich habe keine Lust, in Holland in ein Internierungscamp gesteckt zu werden, und den übrigen Breesenern geht es ebenso. Dann möchten wir wirklich in Ihr [Kitchener] Camp.

6. Bitte schreiben Sie doch wirklich einmal an mich sowohl über die Virginalage als auch über die allgemeine Lage und unsere etwaige Stellungnahme dazu Ihre Meinung.

Sonst möchte ich heute nichts mehr schreiben. Ich habe den Brief in großer Hatz und mit Unterbrechungen geschrieben, und

daher sind eine Menge Tippfehler drin. Bitte schreiben Sie doch bald mal! Ich denke, daß ich Sie in jedem Fall noch in Ihrem Judencamp besuchen werde.

Für heute einen herzlichen Gruß

Ihr

Dokument 35

CURT BONDY, KITCHENER CAMP, AN TÖPPER,

12. April 1939

Lieber Töpper,

ich habe ein richtig schlechtes Gewissen, daß ich Dir noch immer nicht geschrieben habe. Ich diktiere jetzt nur kurz und schreibe dann noch ein paar persönliche Zeilen an [...]

Zu Deinen Fragen:

1. Meine Pläne liegen noch nicht fest. Ich muß innerhalb der nächsten 3 Monate nach USA fahren. Ob ich dann noch einmal zurückkomme, liegt noch im Ungewissen.
2. In der Virginiasache ist wieder eine kleine Verzögerung eingetreten. Über die Einzelheiten soll Dir Ernst ausführlich berichten. Thalhimer hat telegraphiert, daß er die verlangten Daten an das State Department gibt und daß Seligsohn weitere Nachrichten von ihm abwarten soll. Ich glaube nicht, daß die Sache schlecht steht und habe ziemlich viel Hoffnung.
3. Der Rundbrief wird noch im Laufe dieser Woche verschickt. Ich habe heute schon ein Probeexemplar bekommen.
4. Der Rundbrief von Haka ist mir auch zugeschickt worden.
5. Ich glaube nicht, daß es jetzt Krieg gibt und bin der Meinung, daß, wenn es Krieg gäbe, wir in jeder Ecke, wo wir auch sind, mit sehr Unangenehmem rechnen müßten. Wenn einzelne von Euch sich Visa für England beschaffen können, um so besser.

6. Sage bitte Meui Dank für seine Grüße. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, wenn ich jetzt auf meine Einreisegenehmigung verzichte, z. B. im Kriegsfall wäre es wichtig, wenn ich nach Holland fahren und Besprechungen beim Amerikanischen Konsulat in Rotterdam haben könnte. Überlege und schreibe mir dann doch noch einmal.

Gruß

Bo.

Dokument 36

TÖPPER AN CURT BONDY,

30. April 1939

Lieber Bo!

Es wird ein technischer Brief werden, heute, und doch wird er mir schwer werden, denn ich muß eine Menge Fragen anschneiden, die nicht einfach sind. Zuallererst aber einmal das rein Technische, nämlich die Australiensache [... Einzelheiten über Probleme, eine Schiffspassage zu buchen.]

Es ist gräßlich schwierig, und vor allem sieht es sonst recht finster aus, da auf der Slamats-Linie den Juni durch die Schiffe schon besetzt sind, und der Juli auch schon knapp ist. [...]

Ich hatte Dir solange nicht geschrieben, weil ich von Tag zu Tag auf irgendeinen Bescheid wegen Virginia wartete, und mir vorgenommen hatte, Ende April wenigstens zu versuchen, die Sachlage zu klären. Die Situation ist folgendermaßen: Die Virginiafrage sieht nach den Berichten von Seligsohn und Ernst Cramer sehr finster aus. Die Verhandlungen laufen eben noch um die preference-Quoten, und da war Dr. S[eligsohn] nach seinem letzten Brief nicht gerade sehr optimistisch. Wenn sie jetzt abgelehnt wird, dann soll eben versucht werden, daß die Leute, die voriges Jahr in Berlin gemeldet waren, unter die Augustquote

fallen. Da wäre ich nicht dabei, da hier in Holland die Sache unklarer ist, ich nicht mit den Jungen zusammen gemeldet bin und eine Intervention des Berliner Konsuls an den hiesigen, wenn er es überhaupt tun würde, sich nicht auf mich mit beziehen würde. Zum Alleineinreichen weiß ich eben nicht, in wieviel Jahren ich drankäme, zumal mein erster Antrag damals abgelehnt wurde, da ich keinen Verwandten als Bürgen habe und der sehr reiche Bürge dem Konsul nicht genügt hat. Jetzt weiß der Mann hier sogar schon, daß ich nach Virginia will (wir waren damals schon da, Dackel und ich), und wenn ich ohne Gutachten des Berliners einreichen würde, käme ich wieder mit dem labour contract in Konflikt, und eine weitere und endgültige Absage dieses Rotterdamer Pedanten wäre ziemlich wahrscheinlich. Was soll ich jetzt tun? Ich habe Angst, ohne große Hoffnung noch länger auf Virginia zu warten, da mein Paß, der nicht verlängert wird, in einem Jahr abläuft und man immer Spielraum haben muß. [...] Wenn ich wüßte, daß Virginia, meinerwegen im September, klappen würde, herrlich! Aber die Ungewißheit, ob überhaupt, und die Frage, was dann? Du wirst sagen: Töpfer, Dir geht es im Grunde genommen noch zu gut. Sieh Dir meine 3000 unglückseligen Juden hier an, die zum Teil weder Unterstützung von Eltern noch ein eigenes Heim noch sonstwas haben und die auch warten müssen. – Ja, aber trotz allem macht mich das nicht ruhiger, noch macht mir das die Fragen, für mich persönlich, einfacher. Ich weiß, daß Du mich jetzt mit 2 Seiten sehen wirst: Judenschicksal Nr. x tausend, Lage: relativ prima, Aufgabe und Ziel: Warten. Und dagegen: Töpfer wartet so und so lange, Zukunft unklar, was dagegen tun? Stimmt's? [...]

Letzte Woche war ich wieder in Wieringen. Ich bin abends losgetrampt und kam nachts an, Freitagnacht, und blieb bis Montag früh. Es ist immer schön, mit den Jungen zusammen zu sein, und immer deprimierend, wenn man wieder unten ist und das Erlebte überlegt und bedenkt. Ich habe nie gedacht, daß Juden so leicht verproletarisieren können, daß sie so maßlos häßlich sein können, innerlich häßlich. Ich rechne immer das Gefühl der Not-

lage des Flüchtlingslebens, all das ab, aber ist es darum nötig, daß man stumpf und interesselos wird, daß man alle Grundregeln der Gemeinschaft, die Kameradschaft, dann über den Haufen wirft, wenn es anfängt schwer zu werden, sie zu bewahren?

Es ist das Schöne, daß die Breesener ganz bewußt bei sich, und mit Erfolg, dagegen ankämpfen, aber sind sie nicht nur ein Bruchteil unter diesen 300 Leuten? Es ist so traurig und deprimierend, wenn man sieht, wie aus allem nur ein Negativum gemacht wird, etwas, was ja den Juden nun besonders liegt.

Ich finde es immer dumm und kurzichtig, wenn es Menschen gibt, die alles verschönern wollen. Weil jetzt auch der Blindeste nicht mehr sagen kann, daß wir das Auserwählte Volk sind, meinen sie, diese Apostel der rosa Brille, wir seien eben zum Leiden auserwählt, also auch eine Aufgabe. Quatsch mit brauner Butter: Auf der ganzen Linie versagen wir, wo man hinspuckt, ist ein Negativ nach dem andern. Das ach so gepriesene Weltjudentum schimpft zwar und boykottiert deutsche Waren, bleibt aber sonst, mit wenigen Ausnahmen, auf seinem Geldsack mit den feisten Hintern kleben. Die Komités sind denkbar besten Willens, aber da Organisation ebensowenig wie Disziplin Vokabeln des jüd[ischen] Volkes sind, so versagen auch sie in den meisten Fällen und stehen hilflos den kleinsten Schwierigkeiten gegenüber. Sie verhandeln immer, aber handeln nie. Der jüd[ische] Intellekt verschwindet in schwierigen Situationen und übrig bleibt ein kleines und hilfloses Männchen, das vorher nur Kopf war. (Wieringen: 300 Leute, aber zu interesselos und untüchtig, gute geistige Gemeinschaften zu erzeugen. Da müssen erst Leute kommen, die schon immer Landwirte waren, und versuchen, etwas Schwung in die Bude zu bringen. Und auch da ist es noch fraglich, ob es [...] gelingen wird, denn wer kann gegen Gott, Nowgorod und bornierte, geistige Erschlaffung!)

Und der einzelne? Ach, es ist zweck- und sinnlos, das alles aufzuzählen, denn man ändert leider nichts damit, und allein ärgern hat keinen Zweck. Wir sind und bleiben halt ein kleines,

dafür aber mieses Völkchen, und weiß Gott, ich bin mitten drin, habe ich eigentlich recht, so zu urteilen? ⁵²⁾

[...]

Frühling ist eine dumme Jahreszeit, und es fällt mir alles recht schwer. Wenn ich klarer alles sehen könnte und ein direktes Ziel hätte, wäre es leichter [...] Wäre Dir mein Kommen recht? [...] Bist Du jetzt ärgerlich über mich? Bitte schreib mir bald, sofern es zeitlich geht, auch etwas über Deine Arbeit und vor allem Deine weiteren Pläne.

Recht herzliche Grüße Dein [Töpfer]

Dokument 37

CURT BONDY AN JULIUS L. SELIGSOHN,
ohne Datum, etwa Anfang Mai 1939

Lieber Herr Seligsohn,

ich bekam Eilbrief und Telefonat aus Groß-Breesen, sowie Brief von Haka aus H. F. [Hyde Farmlands]. Ich weiß nicht, ob Sie informiert sind über die neue Nachricht, daß die im Ausland befindlichen Besitzer von Wartenummern um 10 Monate zurückgesetzt werden sollen zugunsten der noch in Deutschland befindlichen. Gestern wurde dieselbe Auskunft auch einem von hier auf dem Londoner amerik[anischen] Generalkonsulat gegeben. Ich fürchte vor allem, daß Thalhimer abspringt, wenn jetzt unsere Leute noch ein halbes bis ein Jahr später kommen werden.

Es kommt jetzt auch darauf an, daß das Rotterdamer Konsulat, falls es doch noch mit der Präferenz in Berlin klappt, sofort richtig bearbeitet wird. Vielleicht ist es Ihnen möglich, da in Holland etwas zu veranlassen. Die Nachricht der Verschiebung der Ausreise für die im Ausland befindlichen hat hier auch große Aufregung ausgelöst. Es sieht überhaupt mit der Auswanderung von hier sehr schwarz aus.

Falls Sie wegen der Virginiasache oder [der] anderen Fragen mich sprechen wollen, so könnte ich ohne weiteres nach Amsterdam kommen. Ich besitze noch eine Flugkarte London–Amsterdam.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Bo [Bondy]

Dokument 38

CURT BONDY AN TÖPPER,

3./4. Mai 1939

[...]

Wegen Deiner persönlichen Angelegenheit:

Gestern erhielten wir einen Brief von Haka, aus dem hervorgeht, daß der Bericht noch immer nicht ans Einwanderungsamt abgegangen ist. Ich habe sofort an Ernst C[rame]r geschrieben, daß er sich schnellstens per Brieffelegramm an Thalheimer wendet, um diesen zu veranlassen, daß der Bericht sofort nach Washington geht und daß von dort baldigst dem Konsulat Bescheid gegeben wird. [...]

Ich sehe Virginia positiv, Wartefrist 1 Monat, dann gegebenenfalls weitere Versuche. [...]

4. Mai – [handschriftlich] –

Lieber Junge, ich bin auf der Fahrt nach London, um Dr. Otto Hirsch zu treffen. Inzwischen kam heute beil. Brief von Seligsohn. Du siehst daraus, daß mein Optimismus nicht ganz unberechtigt ist. Aber wir müssen warten.

Junge, ich bin Dir in keiner Weise böse, daß Du jetzt drängst, und ich verstehe Dich *sehr* wohl, denn dieses ewige Warten ist

sicher recht wenig erfreulich, aber ich hoffe, daß wir in einigen Wochen, vielleicht eher, ganz klar sehen, so oder so. Und dann sprechen wir alles mündlich durch. Ja? – Ich fahre durch blühendes Land, bald wird auch *unser* Land da sein, und wir werden aufbauen und Menschen erziehen und zeigen, daß die Juden *nicht* ein mieses Völkchen zu sein brauchen. Sind denn die Gr. Bre. [Groß-Breesener] mies? *Waren* sie wirklich *so* anders, als sie zu uns kamen? Du weißt, ich bin auch pädagogisch Optimist!

Also es bleibt wieder dabei: make the best of it! und keep smiling!

Es wäre fein, wenn Du und die beiden anderen herkommen, aber mit dem Übernachten ist das nicht ganz einfach, weil andere Leute auch keinen längeren Besuch erhalten dürfen. Ich bin nur ein kleiner Adjutant und muß erst meinen Direktor fragen!*: Nun, es ist nicht *nur* technische und soziale Arbeit, aber *fast* nur. Ich habe jetzt eine A. G. [Arbeitsgemeinschaft] «Menschenkunde» angefangen, die «Lebenskunde» wird. Dann fassen wir jetzt die Leute aus der Jugendbewegung und speziell die aus dem Bunde zusammen. Scheier und den beiden Jungen geht's gut. Scheier hat bis heute als «gemeiner Mann» gearbeitet: graben, Teller abwaschen usw. . Heute wurde er «entdeckt» und jetzt ist es mit der «privacy» vorbei.

Also wie oft: Kopf hoch!

Herzlichst

Dein Bo

* Wann wirst Du kommen? Schreib vorher genau!

TÖPPER AN DIE GROSS-BREESENER,
MANUSKRIFT FÜR DIE
«BRIEFE AUS GROSS-BREESEN», UNGEDRUCKT

Amsterdam, den 24. Juni 1939

[...] Das letzte, was ich mir noch bei all dem überlegt habe, ist unsere augenblickliche Lage und die Einstellung des einzelnen dazu. Alle sind wir leider, verhaßtes Wort, Refugees, Emigranten, Flüchtlinge. Teilweise sieht unser Leben nicht schlechter aus als etwa in Groß-Breesen (ich meine jetzt «gesellschaftlich» gesehen), aber einige von uns sind jetzt etwa Dienstmädchen oder «Knechte», und es gibt einige, die sich in dieser Lage bedrückt fühlen. Ich glaube, daß es uns allen so ginge und daß es einem im Innern doch irgendwie einen Stich gibt, wenn man in der Küche sitzen muß, dort zu essen kriegt und manchmal zu fühlen bekommt, daß man eben nur ein «Refugee» sei. Viele Ausländer haben den Takt und die Klugheit, die Menschen so einzuschätzen, wie sie sich benehmen. In solchen Fällen haben es unsere Jungen und Mädels meist wie im Paradies. Manche Leute aber haben nur das Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben, wenn sie den Betreffenden bei sich aufgenommen haben, und verstehen es nicht, daß es dem dann schwerfällt, wenn er sehen muß, daß sein Gönner sich weiter nicht allzuviel um ihn kümmert, sondern ihn zum Hausrat rechnet und nur erwartet, daß der andere seine Pflicht tut. Er, der Helfer, hat sie ja auch getan! Dagegen kann man nichts tun, sondern muß sich mit abfinden. Wir sind heute leider abhängig, äußerlich wenigstens, und wir können nur mit der Zeit wieder zu unabhängigen und freien Menschen werden. Es ist aber traurig und vor allem zermürend, wenn man dauernd das Gefühl eines «Dankbarkeit-zeigen-Müssens» hat. Wir sollten uns ganz klar darüber sein, was wir sind und was wir werden wollen, und sollten zu lernen versuchen, über diese

Art von Behandlung zu lächeln. Erst wenn wir innerlich über der Situation stehen, werden wir mit ihr fertig werden und uns die positiven Seiten herausziehen können. Lernen kann man überall und in jeder Lage. Die von Euch, die mich kennen, werden gut wissen, daß gerade ich einer von denen bin, denen das schwerfallen würde und sicher auch einmal schwerfallen wird. Aber ich habe den festen Willen, eben dann diese Überlegung einzuschalten, und ich denke, daß es viel leichter sein wird. Wirklich «degradiert» ist man ja erst dann, wenn man es selber glaubt und daraus dann in Haltung und Wesen die Konsequenzen zieht. Vorher keinesfalls! [...]

Dokument 40

ABSCHIED IN ROTTERDAM (VON TÖPPER)

Amsterdam, den 11. Juni 1939

Es ist Freitag, der 9. Juni 1939. Ich habe das Gefühl, als gäbe es in ganz Rotterdam nur Groß-Breesener. Heute früh sind sie angekommen, in 2 Schüben aus Deutschland, einer aus Brüssel, 3 aus Amsterdam. Rotterdam zeigt sich von einer recht netten Seite. Es ist meistens sonnig und schön warm, und man spürt nicht so stark die graue Häßlichkeit der Gegend, in der man uns einquartiert hat. Dackel und ich sind als Abgesandte der holländischen Breesener erschienen, und heute abend will Bo noch aus Berlin mit dem Flugzeug kommen. 15 Breesener, 13 Jungen und zwei Mädels, wollen morgen mit dem holländischen Schraubenschiff SS «Slamat» nach Australien fahren.

Unser Hauptquartier ist die «Hammelburg». Es ist keinesfalls eine alte Zitadelle aus den Geusenkriegen, sondern der Besitzer einer jüdischen Pension, der die Gruppe für einen Tag verpflegt, heißt so. Schwarz, schlau und geschäftig, scheint er die Verwirk-

lichung der Figur des Shylock zu sein. Trotz seiner Freundlichkeit kann mein Herz keine warmen Gefühle für ihn entdecken, denn ich höre instinktiv immer den Satz: «... ich will sein Herz!» – Aber er sorgt gut für uns, und das ist ja die Hauptsache. In 3 Pensionen ist die Gruppe untergebracht, und es ist ein reger Pendelverkehr zwischen der St. Laurenskerk und dem Oppert. In der Hammelburg wird nur gegessen.

Seit der Ankunft auf dem Bahnhof heute früh ist alles in geschäftiger Bewegung. Zuerst muß der ganze technische Kram, wie Pässe, Schiffskarten und Gepäck, erledigt werden. In einem schmalen, dunklen Gang der Hammelburg drängen wir uns zwischen Gepäckstücken, Mänteln und Hüten. Ein Herr vom Comité steht ungeduldig unten und wartet auf Dackel und Pitt, die ihn mit Pässen und Schiffskarten begleiten sollen. Es ist schwierig, in diesem engen Durcheinander sein Zeug zu finden. Herkos Schiffskarte ist zunächst mal unauffindbar verschwunden. Beide durchsuchen wir gemeinsam sein Zeug. Dackel, wie stets in solchen Augenblicken, schwitzt vor Aufregung und flucht wie ein Berliner Müllkutscher. Der Herr vom Comité erklärt alle 2 Minuten kategorisch, daß seine Zeit begrenzt sei, und daß er fortmüsse. Ich zerschmeiße noch schnell einen uns von Frau Hammelburg warm ans Herz gelegten Aschenbecher. Töpfer! Aber endlich findet sich alles, die beiden verschwinden mit den Papieren und dem eiligen Herren, und wir werden unseren Quartieren zugewiesen.

So, endlich haben alle etwas Ruhe. Ich sitze abwechselnd in den verschiedenen Zimmern, die die im Augenblick paßlosen Jungen und Mädels nicht verlassen dürfen, und wir unterhalten uns. Sie erzählen von Breesen, von der Fahrt hierher. Ich berichte von dem Abschied der 4 Wieringer Australier, die sich zu der Zeit gerade einschiffen, von den übrigen Wieringern, von Holland, von mir. Während wir uns unterhalten, durchfährt es mich manchmal: «Herrgott, jetzt sitzt man noch hier und unterhält sich und lernt einige Jungen erst kennen und ist froh, daß man sie kennenlernt, respektive wiedersieht, und morgen früh

schon fahren sie fort, ans andere Ende der Welt, nach Australien!» In einer irren Zeit leben wir, denn man muß sich ja obendrein noch freuen, daß sie überhaupt nach Australien können! – Als alles erledigt und die ganze Angelegenheit mit den Papieren in Ordnung ist, haben wir Zeit. Ein Teil geht, seit langer Zeit wieder das erste Mal, ins Kino, und die übrigen, darunter Dakkel und ich, gehen spazieren, sehen uns den Hafen an, unterhalten uns und versuchen, nicht daran zu denken, daß morgen um diese Zeit alle schon fort sind.

Abends um 10 Uhr sind wir alle an dem kleinen Pavillon der K. L. M., dem Büro der Holländischen Lufthansa, und warten auf Bo. Als er aus dem Bus, der ihn vom Flugplatz in die Stadt gebracht hat, tritt, schauen die Passanten interessiert und sensationslüstern zu. «Wer mag das sein, dieser Herr mit dem Kreis von jungen Leuten da, dessen Begrüßung fast zum Verkehrshindernis wird?» Aber als sie sehen, daß es nicht die Königin von Holland ist, gehen sie, ohne das Rätsel gelöst zu haben, weiter.

Diejenigen, die Herrn Bondy noch sprechen wollen, gehen mit ihm fort, und wir andern gehen in kleinen Gruppen durch die abendliche Stadt und setzen uns, zum letzten Mal, in einem Café zusammen. Erst um Mitternacht gehen wir in unsere Pensionen zurück. Für die Gruppe wird es die letzte Nacht auf europäischem Boden sein. –

Und nun ist es soweit! Wir stehen alle vor der «Slamat», einem nicht allzu großen Schiff des Rotterdamschen Lloyd. Plötzlich sind auch noch Prinz und Floh, die hierher getrampt sind, erschienen. Gegen 10 Uhr vormittags gehen alle an Bord. Für viele ist es das erste große Schiff, das sie sehen. Auch ich bin, außer 10 Minuten auf der «Hamburg», noch auf keinem Ozeanschiff gewesen. Ganz seltsam kommt es einem vor, in einem Haus spazieren zu gehen, das schwimmt. Die Stewards sind fast ausschließlich Malaien oder Javanen. Während wir in einer der Kabinen stehen, merke ich plötzlich, daß hinter mir etwas sein muß. Als ich mich umdrehe, ist es einer der Ste-

wards, der lautlos eingetreten ist. Die Füße nur in Sandalen, um den Kopf eine Art Turban, bieten sie ein seltsames, fremdes Bild. Ich muß an Wiecherts «Geschichte eines Knaben» denken, wenn ich diese braunen Menschen mit den großen, schwarzen Tieraugen vor mir sehe. Englisch verstehen sie nicht, ebensowenig wie Deutsch. Seltsam wird es für die Jungen sein, wenn sie von stummen, lautlosen Menschen bedient werden! Das ganze Schiff ist voll mit deutschen und Wiener Emigranten. Ein trauriges, irgendwie deprimierendes Bild, wenn man sieht, wie teilweise schon recht alte Menschen in ein Land fahren, das sie nie mehr begreifen werden, dessen Sprache sie nie richtig sprechen lernen werden, und das viele, viele tausend Kilometer von ihrem Geburtsort entfernt liegt. Australien! Für diese Menschen ist es wirklich das Ende der Welt.

Ein beruhigenderes Gefühl ist es, wenn man die Breesener ansieht, die mitfahren werden. Sie sind alle zuversichtlich, und wer von uns wäre das nicht? Ganz toll packt mich der Wunsch, mit ihnen mitzufahren, nicht mehr herunter zu müssen vom Schiff. Und doch weiß ich, daß in wenigen Stunden das Signal ertönt, das uns alle auseinanderreißen wird, für lange Zeit wohl, vielleicht für immer.

Oben auf dem Promenadendeck der Touristenklasse sind wir noch einmal alle gemeinsam zusammen. Wir halten keine Abschiedsreden, und auch Bo sagt nichts über das, was er von der Gruppe erwartet. Wir sind Breesener, und wir haben Vertrauen zueinander, zu unserer Arbeit und unserem Wollen. Wie wir jetzt da oben stehen, merken wir, daß wir zusammengehören. In aller Eile werden Berge von Abschiedsgrüßen geschrieben. Die Stimmung ist keineswegs wehmütig. Nur manchmal sieht einer verstohlen auf die Uhr und murmelt: «Verdammt!»

«Vor einer Woche sangen wir noch: «Und gar bald wird es wahr, daß wir stehen am Meer und gedenken der fernen Heimat, / denn der kleine Trupp, er rüstet sich sehr, zu verlassen die grauen Mauern, / Und es hält uns nichts mehr, und wir freuen uns sehr / bald flattern Segel gegen Osten», sagt einer von ihnen

zu mir, als wir beide zum letzten Mal an der Reling stehen. Ich nicke nur. Wenn du wüßtest, wie gerne ich mitfahren würde!

«Besucher werden gebeten, das Schiff zu verlassen!» Da ist er, der Ruf, auf den wir dauernd gewartet haben. Jetzt wird es ernst. Noch einmal geben wir uns die Hand. «Mach's gut, Du!» «Und Du auch!» Langsam verlassen wir das Schiff, Bo, Prinz, Dackel, Floh und ich.

Noch fährt das Schiff nicht. Wir stehen unten am Kai und sie oben an Deck. 15 Breesener, unsere erste, große, geschlossene Gruppe. Pitt, Herko, Erich, Leo, Klaus, Werner, Spitz, Wachsi, Franz, Erwin, Fritz, Hans, Herbert, Hanni und Inge. Fast alle sind nicht älter als 17 Jahre. Und in Kolombo werden sie Jonny treffen, mit Posche, Bosi und Rudi. Einer hat seine Ziehharmonika geholt, und jetzt singen sie. Es sind Lieder, die wir im Bund sangen und später in Breesen. «Die grauen Nebel», «Kameraden, wann sehen wir uns wieder», «Wir wollen nicht wanken noch weichen, wir wollen zusammensteh'n! ...» Und dann: «Wer will mit nach Australien ziehen, wenn keiner kommandiert, ja kommandiert ...»

Jetzt fallen die letzten Trossen. Auch die Brücke der ersten Klasse, die bis zuletzt noch hing, wird nun eingezogen. Langsam, ganz langsam zieht der kleine Schlepper den Dampfer in die Mitte der Maas. Die letzten Rufe hinüber, herüber. Noch einmal singen sie, und immer leiser werden die Töne. Wir haben unsere Taschentücher herausgezogen und winken. Damit es aus der Ferne zu erkennen ist, winken wir im Takt. Bo kommandiert: «Auf! Warten! Ab! Auf! Winken! Ab!» Die Gruppe, auf dem Achtersteven des Decks stehend, winkt auf die gleiche Art zurück. Immer kleiner werden sie, immer undeutlicher zu erkennen! Und dann sieht man nur noch das Schiff, langsam und stetig, wie es die Maas heraufschwimmt. Es soll unsere Kameraden an ihr neues Ziel bringen.

15 Breesener fahren nach Australien; 5 Breesener gehen langsam in die Stadt zurück.

ANMERKUNGEN

Abkürzungen

AdZ	Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau
ARV	Arbeitsbericht der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr...
GSStA	Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz
YB LBI	Year Book. Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany

1. Kapitel

1) Genschel, Verdrängung; Schleunes (s. Literaturverzeichnis).

2) Dazu vor allem Adam, Judenpolitik.

3) Vgl. z. B. die Anordnung des Reichs- und Preußischen Ministers des Inneren an die Landesregierungen und die preußischen Ober- und Regierungspräsidenten vom 20. August 1935, abgedruckt in: Rehme/Haase, S. 67.

4) Genschel, S. 60.

5) Vgl. Kershaw, S. 294–295; Broszat/Fröhlich/Wiesemann, S. 427–486.

6) ARV 1937, S. 2; Manowitz, S. 18, 43, 84–85; Winterfeld, Manuskript.

7) Vgl. Manowitz, S. 54, 60, 73, 85, 94, 99, 101, 133; Ms. Winterfeld, S. 80–91, 99, 113, 133; Rosenthal, S. 31; Deutschkron, S. 17, 47–48; König, S. 72 ff.

8) Herrmann, S. 25, 35.

9) Vgl. unten, S. 34 ff.; außerdem neben den Schriften von König und Deutschkron auch Senger, Kaiserhofstraße 12.

10) ARV 1937, S. 4; 1938, S. 48.

11) AdZ 1933.

12) Josephthal, Berufsfrage, S. 40. Der Referent im Palästinaamt bis 1937 (danach in der Reichsvertretung) schätzte im Februar 1938, daß von den 85 000 Jugendlichen 40 000 den Jahrgängen 1913–1923 angehörten: Ders., Pädagogische Gesichtspunkte, S. 6.

13) Herrmann, S. 15–16, 74.

14) Zit. bei Adam, S. 68–69.

15) Reichsgesetzblatt 1933 I, S. 225 f.; Hoffmann, S. 72–73; Walk, Sonderrecht, S. 17–18. Hierzu und zum folgenden außerdem: Walk, Jüdische Schüler, S. 101–109.

- 16) AdZ 1934, II, S. 24.
- 17) Vgl. z. B. Deutschkron, S. 23 f.
- 18) Ms. Winterfeld, S. 42–43, 49–60.
- 19) Manowitz, S. 8, 41, 59–60.
- 20) Senger, S. 83; vgl. auch S. 55 und 76–84.
- 21) AdZ 1933, S. 25–28; ARV 1937, S. 54–55; ferner Walk, Jüdische Schüler, S. 104.
- 22) ARV 1937, S. 2–9; 1938, S. 18–20; Josephthal, Berufsfrage, S. 40.
- 23) Ms. Winterfeld, S. 76.
- 24) König, S. 77 f.
- 25) Deutschkron, S. 26; vgl. S. 222–248; Walk, Jüdische Schüler; Adler-Rudel, S. 19–46.
- 26) AdZ 1933, S. 27; Anhang zu AdZ 1934, I.
- 27) Rosenheim, S. 94.
- 28) Stern, S. 194; AdZ 1935, S. 125 ff.; Josephthal, Berufsfrage, S. 41; Landenberger, S. 99.
- 29) Manowitz, S. 38.
- 30) Rosenthal, S. 38.
- 31) Freedon, Jewish Theatre.
- 32) Schatzker, Buber's Influence. Zur jüdischen Jugendbewegung allgemein vgl. vor allem Meier-Cronemeyer, S. 122 sowie ferner Rinott und Rosenstock.
- 33) Tätigkeitsbericht des Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände, in: Gemeinschaftsarbeit der jüdischen Jugend, S. 84–86.
- 34) Lageberichte der Gestapostelle Potsdam für Juli und Sept. 1934, Rep. 90 P/2,5, Nr. 76, H. 3 und Nr. 78, H. 1.
- 35) Tagesbericht der Gestapostelle Frankfurt a. O. vom 30. Aug. 1935, GStA: Rep. 90 P/2,3, Nr. 83, H. 4.
- 36) Mommsen, Polizeistaat; Rheins; Meier-Cronemeyer, S. 105–106.
- 37) Landenberger, S. 100.
- 38) Wie sich die Reichsvertretung zur Förderung der Auswanderung durchrang und sich um die Einrichtung von geeigneten Ausbildungsstätten bemühte, wird in ihren Arbeitsberichten deutlich (AdZ 1933–1936, ARV 1937–1938). Zur Rolle der jüd. Jugendbewegung bei Aufbau und Leitung der beruflichen Fachausbildung vgl. Landenberger, S. 99–106, wie auch die – recht kritische – Beurteilung von Josephthal, Berufsfrage, S. 40–48.
- 39) Lowenthal, Ahlem Experiment; Homeyer, Gartenbauschule Ahlem.
- 40) AdZ 1933, S. 28.
- 41) AdZ 1935, S. 124–130, 139.
- 42) Vermerk eines Mitarbeiters des Staatssekretärs Grauert, o. D.; Bericht des Landrats in Cottbus, 17. Nov. 1933, GStA: Rep. 77, Nr. 31,

- Bl. 150–153; Tagesbericht der Gestapostelle Frankfurt a. O., 5. Juli 1935, GStA: Rep. 90 P/2,3, Nr. 81, H. 4.
- 43) GStA: Rep. 90 P/58, Bd. 1, H. 1, Bl. 67–72.
- 44) GStA: Rep. 90 P/2,4, Nr. 82, H. 9.
- 45) AdZ 1935, S. 127; 1936, S. 137.
- 46) AdZ 1935, S. 141.
- 47) AdZ 1935, S. 142–143; 1936, S. 152–153; ARV 1937, S. 83, 88, 92 ff; 1938, S. 37–38; Adler-Rudel, S. 192–204.
- 48) Josephthal, Berufsfrage, S. 40; Landenberger, S. 104; AdZ 1936, S. 151; Adler-Rudel, S. 97–102, 114–116; Meier-Cronemeyer, S. 107.
- 49) Josephthal, Berufsfrage, S. 43.
- 50) Josephthal, Gesichtspunkte, S. 13; ders., Berufsfrage, S. 41–44; vgl. auch AdZ 1935, S. 131.
- 51) Dazu vor allem Leshem; Adler-Rudel, S. 204–215; Meier-Cronemeyer, S. 107; Gertrude van Tijn.
- 52) Landenberger, S. 103.
- 53) Josephthal, Gesichtspunkte, S. 4–6; ders., Berufsfrage, S. 42 f.
- 54) Ms. Winterfeld, S. 135 f.
- 55) König, S. 115–121, 135–137, Zitat auf S. 117.
- 56) Angress, Auswandererlehrgut; Borinski, S. 22.
- 57) König, S. 173.
- 58) Borinski, S. 25.
- 59) ARV 1938, S. 3; vgl. auch Adam, S. 226–232.
- 60) Manowitz, S. 94 und 133.
- 61) Dazu vor allem Strauss, S. 313–328; vgl. auch Herrmann, S. 74.
- 62) Strauss, S. 317–328; ARV 1938, S. 48; Adler-Rudel, S. 216–219.
- 63) Adler-Rudel, S. 217–219; vgl. auch S. 97–102.
- 64) Adler-Rudel, S. 209, 218; ARV 1938, S. 11–12; Herrmann, S. 70–99.
- 65) Deutschkron, S. 50.
- 66) Manowitz, S. 95.
- 67) Ebda., S. 63.
- 68) Adler-Rudel, S. 219.
- 69) Eine zusammenfassende Studie über Alija Beth gibt es meines Wissens noch nicht. Vgl. aber König, S. 106–107, 130–133, 146–147; van Tijn, S. 169; Leshem, S. 84–89.
- 70) Wo nicht anders vermerkt, stützt sich der folgende Teil auf Meier-Cronemeyer, S. 114 f.; König, S. 134–167; Borinski, S. 18 ff.
- 71) Das genaue Datum wie auch die Umstände, unter denen diese Verfügung zustande kam, sind umstritten; vgl. Blau, S. 86; Walk, Sonderrecht, S. 336–337, 354; Adam, S. 285–292.
- 72) Prozeß vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, Bd. 26, Dok. 710-PS, S. 266–267; vgl. auch Adam, S. 306–308.

- 73) Reichsgesetzblatt 1941, I, S. 547.
 74) Anatomie des SS-Staates, Bd. 2, S. 373, 380.
 75) Borinski, S. 21.
 76) König, S. 164.
 77) König, S. 166.
 78) Ebda., S. 178 f.
 79) Deutschkron, S. 89, 95–108.
 80) Borinski, S. 24 f.
 81) Vgl. Kwiet/Eschwege; Paucker; Pikarski.
 82) Walk, Sonderrecht, S. 379.
 83) König, S. 191, 195.
 84) Homeyer, S. 129, 150–164.
 85) Das geht aus der letzten Eintragung vom Februar 1943 in der englischen Ausgabe des Tagebuchs von Günther Marcuse hervor; Walk, Diary, S. 181.
 86) Herbert (Ehud) Growald, Hachscharazentren in Deutschland 1940–1943, Yad Vashem 01/241, zitiert nach Meier-Cronmeyer, S. 115.

2. Kapitel

1) Eine frühere englische Fassung – mit ausführlicheren Belegen – erschien in: YB LBI 10, 1965, S. 168–187. Die vorliegende wurde vom Verfasser revidiert und gekürzt.

2) «Unbegreifliches ...», in: Jüdische Rundschau, 14. Januar 1936, S. 3.

3) C.V.-Zeitung, 23. Januar 1936. Zu Seligsohn vgl. dessen Kurzbiographie bei: I.owenthal, Bewährung, S. 155–157; zu Schwarzschild: Lexikon des Judentums, Gütersloh 1967, S. 738.

4) Vgl. Wer ist's?, hrsg. v. Herrmann A. L. Degener, 9. Ausgabe, Berlin 1928, S. 165; Lowenthal, Juden, S. 34; Die deutsche Jugendbewegung, S. 1757.

5) C.V.-Zeitung, 20. Februar 1936. Der Verfasser hat von Anfang April bis zum 8. Mai 1936 in der Geschäftsstelle mitgearbeitet, so daß sich einige der nachfolgenden Beobachtungen auf persönliche Erinnerungen stützen.

6) Nach Aussage von Arie Goral (vor 1933: Arie Sternheim), heute in Hamburg lebend, war Groß-Breesen seit etwa 1931 eine zionistische Auswandererlehrstätte und bestand als solche bis mindestens 1933. Schreiben von Werner Jochmann vom 16. Februar 1982 an den Verfasser über eine diesbezügliche Mitteilung von Goral.

7) Bericht des Kuratoriums des Jüdischen Auswandererlehrgutes Groß-Breesen, 23. Juni 1938, S. 4 (hektographiert, Privatbesitz Schwarzschild); Hirschberg, «Zwischenwelt im Werden», in: C.V.-Zeitung, 4. Juni 1936.

- 8) Bondy in: C.V.-Zeitung, 28. April 1938.
- 9) C.V.-Zeitung, 23. Januar und 4. Juni 1936.
- 10) Cramer wurde nach dem Ende des 2. Weltkriegs Chefredakteur des Organs der amerikanischen Besatzungsmacht, Die Neue Zeitung, in München. Er ist heute an leitender Stelle im Axel Springer-Verlag tätig.
- 11) Groß-Breesen Letter Nr. 18, April 1949, S. 1–5 und Nr. 20, November 1956, S. 2–5, Archiv des Leo Baeck Instituts, New York. Diese hektographierten Rundbriefe wurden in unregelmäßigen Abständen zwischen Juli 1938 und November 1956 für die ehemaligen Groß-Breesener und deren Freunde zusammengestellt. Sie enthielten in erster Linie Briefe und Aufsätze vormaliger Lehrgangsteilnehmer und meist auch eine kurze Einführung von Curt Bondy. Der Titel lautete ursprünglich «Briefe an die alten Groß-Breesener», wurde aber nach Bondys Übersiedlung in die Vereinigten Staaten in «Groß-Breesen Letters» geändert.
- 12) Groß-Breesen Letter Nr. 18, April 1949, S. 3–5.
- 13) Z.B. C.V.-Zeitung, 4. Juni 1936.
- 14) «Bericht des Kuratoriums» (wie Anm. 7), 28. Juni 1938, S. 4.
- 15) Groß-Breesen Letter Nr. 20, November 1956, S. 3–4.
- 16) Neumeyer wanderte noch vor der «Kristallnacht» 1938 nach Argentinien aus, wo er sich auf der jüdischen landwirtschaftlichen Kolonie Avigdor ansiedelte. Seit 1950 lebt er mit seiner Familie im Moschaw Schawei Zion in Israel. Vgl. Richarz, S. 358–366 u. Anm. 15.
- 17) Bondy an Fritz Schwarzschild, 29. 4. 1938, Nachlaß Schwarzschild, in: Hebrew Union College, Jewish Institute of Religion, Cincinnati, Ohio.
- 18) Brodnitz, S. 108 f. Der Hilfsverein, 1901 gegründet, hieß bis 1935 «Hilfsverein der deutschen Juden». Er diente ursprünglich dazu, Juden aus dem Zarenreich die Durchreise durch Deutschland bei ihrer Auswanderung nach Übersee, vor allem in die Vereinigten Staaten von Amerika, zu erleichtern.
- 19) Mündliche Mitteilung Fritz Schwarzschilds, ca. 1946.
- 20) AdZ 1936, S. 18.
- 21) Strauss, Jewish Emigration, S. 343–404, besonders S. 358–362, mit Hinweisen auf die einschlägige Literatur.
- 22) C.V.-Zeitung, 28. April 1938. Briefe an die alten Groß-Breesener, Nr. 4, März 1939, S. 4.
- 23) Briefe an die alten Groß-Breesener, Nr. 1–3, Juli, August u. Oktober 1938; vgl. auch C.V.-Zeitung, 28. April 1938.

3. Kapitel

1) Vgl. The Times (London) vom 12. 11. 1938, S. 12, wo es heißt, daß die Ereignisse um das Attentat auf vom Rath in der deutschen Presse «scant notice» gefunden hätten.

2) Die Darstellung beruht überwiegend auf Berichten ehemaliger Breesener, die sie zum Teil unmittelbar nach ihrer Befreiung aus Buchenwald und ihrer Ausreise nach Holland gaben, außerdem auf einigen später aufgezeichneten Erinnerungen, nämlich: Ernst Cramer, Ein Amerikaner in Buchenwald: Vor sechs Jahren war ich hier KZ-ler, in: Die Welt, Nr. 262, 9. November 1978, S. 8; Schreiben von «Prinz» an den Verfasser, 20. September 1981 (künftig: «Prinz»-Bericht). In der holländischen Arbeiterzeitung «Het Volk» erschien am 12. November 1938 eine kurze Notiz.

3) «Prinz»-Bericht (vgl. Anm. 2).

4) Kochan, S. 54–58, 76ff.; Graml, S. 28–29; Kogon, S. 209–210; Pingel, S. 93–94, 265, Anm. 126. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß eine derartige Aktion, wenn vielleicht nicht in einem solchen Ausmaß, schon seit längerer Zeit von der Regierung ins Auge gefaßt worden war, und daß auch die Vorbereitungen dafür eingeleitet waren, so etwa die Errichtung der Behelfsbaracken 1A–5A in Buchenwald, die sich am 9. November noch weitgehend im Rohbau befanden und vom Lager der übrigen Häftlinge durch Stacheldrahtzäune getrennt waren. Sie wurden nach Ablauf der «Judenaktion» am 15. Februar 1939 wieder abgerissen.

5) Neben den in der vorigen Anmerkung genannten Arbeiten vgl. auch: Konzentrationslager Buchenwald; Zahnwetzler; Freund; Poller.

6) «Prinz»-Bericht (vgl. Anm. 2).

7) Zum Aufbau der Lagerleitung Buchenwalds: BA Koblenz, Sammlung Schumacher, Nr. 329. Zu Hackmann vgl. Zahnwetzler, S. 36; Poller, S. 153f.

8) «Prinz»-Bericht (vgl. Anm. 2).

9) Ein Amerikaner in Buchenwald (vgl. Anm. 2).

10) Schon in den ersten Tagen nach der Verhaftungswelle gab es in Buchenwald mindestens 70 Fälle von Nervenzusammenbrüchen. Beim Abschluß der «Judenaktion» waren mehrere hundert Tote zu beklagen.

11) «Über den Bock gehen» hieß, daß der Häftling von der SS mit 25 Stockhieben bestraft wurde. Vgl. u. a. Kogon, S. 108–109; sowie Poller, S. 121–129.

12) Zur hygienischen Situation vgl. Freund, S. 53–54; Konzentrationslager Buchenwald, S. 27 und Kogon, S. 210.

13) Kochan, S. 146–150; Adam, S. 204–232; Schleunes, S. 245–254.

14) Groß-Breesen Letter Nr. 18, April 1949, S. 1.

15) Vgl. Dokument 1.

16) Vgl. van Tijn.

17) Vgl. Dokument 40.

18) Anhand der Adressenlisten im fünften und siebenten Brief an die alten Groß-Breesener, Juli 1939 und Januar 1940 zusammengestellt.

19) Die nachfolgende Skizze beruht vornehmlich auf späteren schriftlichen Aussagen ehemaliger Groß-Breesener. Eine Ausnahme bildet das Tagebuch von Günther Marcuse, das seine Schwester nebst Briefen ihres umgekommenen Bruders 1969 im Yad Vashem Archiv, Jerusalem, deponiert hat; vgl. Walk, Diary. Diese Aufzeichnungen, die leider erst mit dem 6. Oktober 1942 beginnen, ermöglichten wenigstens für die letzten Monate Groß-Breesens, die Aussagen der anderen Zeugen auf ihre Zuverlässigkeit hin zu überprüfen: Klaus Freund, in: Groß-Breesen Letter Nr. 11, Oktober 1941, S. 14–16; Alfred Cohn, 20. Januar 1946, in: Groß-Breesen Letter Nr. 16, Juni 1946, S. 5–6; Henny Weiss, 29. August 1946, in: Groß-Breesen Letter Nr. 17, Juni 1947, S. 17–18; Aussage Arthur Wolff, Yad Vashem; Schreiben von Ernest G. Lowenthal an Curt Bondy, 10. Oktober 1947, und Gerda Guttmann an Ernest G. Lowenthal, 5. November 1941, beide im Privatarchiv von E. G. Lowenthal, Berlin. Trotz Abweichungen in manchen Einzelheiten, vor allem bei Daten und Zahlen, stimmen die Aussagen im wesentlichen überein, so daß es möglich ist, die Endphase Groß-Breesens und das Schicksal der letzten, «dritten Generation» seiner Lehrgangsteilnehmer in großen Umrissen wiederzugeben.

20) Gestapo-Befehl II B 4 – 1937/41. Zit. nach Walk, Diary, S. 164, Anm. 22. Die offizielle Auflösung des Lehrguts, die die jüdische Belegschaft direkt der Kontrolle der Gestapo unterwarf (man darf annehmen, daß die Reichsvereinigung damit völlig ausgeschaltet war), wird von Hirsch, Guttmann und Wolff bestätigt. Durch den Befehl wurde de jure festgeschrieben, was de facto schon früher durchgeführt worden war.

21) Marcuse-Tagebuch (vgl. Anm. 19), Eintragung vom 15., 16. und 19. 1. 1943.

22) Lazarett XI, Breslau, Teillazarett Groß-Breesen. Marcuse-Tagebuch, Eintragung vom 1. 12. 1942.

23) Bondy an Töpfer, 1. 1. 1939, vgl. S. 136.

Dokumente

1) Die Bemerkung bezieht sich auf die Bemühungen amerikanischer jüdischer Hilfsorganisationen, das U. S. State Department zu einer Anweisung an das Konsulat in Berlin zu veranlassen, der «Virginiagruppe» der Groß-Breesener landwirtschaftliche «preference visas» auszustellen. Vgl. Anm. 39.

2) William B. Thalheimer: Warenhausbesitzer in Richmond, Käufer des Guts «Hyde Farmlands» für die «Virginiagruppe» der Breesener.

3) Frederick (urspr. Fritz) W. Borchardt, 1901–1956, Industriekaufmann, 1937 Emigration in die USA, arbeitete für den National Refugee Service in New York.

4) Gemeint ist die in Anmerkung 1 genannte Anweisung.

5) Heinz Kellermann, geb. 1910, Dr. jur., Rechtsanwalt, 1934–1937 Leiter der Organisation «Ring, Bund deutsch-jüdischer Jugend», 1937 Emigration in die USA.

6) Dr. Fritz Bondy, Bruder von Curt, Chemiker.

7) Auch «Hollandkomitee» oder nur «Komitee»: Het Comitee voor bijzondere Joodse Belangen, Hilfskomitee für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich in Amsterdam. Eine Unterabteilung, Stichting Joodsche Arbeid, verwaltete seit 1934 das «Werkdorp Nieuwesluis» bei Wieringerwaard im Norden Hollands. Es diente als landwirtschaftliches Ausbildungsgut und Durchgangslager für junge jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und seit 1938 aus Österreich, die nach Palästina oder in andere überseeische Länder weiterwandern wollten.

8) Richtig: Meyrowitz, Sozialarbeiterin.

9) Vgl. Anmerkung 7.

10) National Coordinating Committee for Aid to Refugees and Emigrants Coming from Germany. Die amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation für deutsche Emigranten bestand von 1934 bis 1939.

11) Vgl. S. 66, 82.

12) Dr. G. T. J. de Jongh.

13) Kleiner Ort bei Groß-Breesen, dessen Telefonanschluß.

14) Dr. Ingrid Warburg, geb. 1910, Mitarbeiterin verschiedener Hilfsorganisationen in New York, u. a. des National Council of Jewish Women, des Joint Jewish Distribution Committee und des National Coordinating Committee. Tochter von Fritz M. Warburg, Mitinhaber des Bankhauses M. M. Warburg & Co. in Hamburg. Fritz Warburg war nach der «Arisierung» der Firma nach Schweden emigriert, aber im Herbst 1938 zur Regelung von Angelegenheiten des Israelitischen Krankenhauses nach Hamburg zurückgekehrt. Er wurde erst im Mai 1939 freigelassen und kehrte nach Schweden zurück.

15) Vgl. S. 43.

16) Gertrude van Tijn: Sekretärin des «Wieringen-Komitees». Es ging um die Aufnahme aller Breesener im Werkdorf «Nieuwesluis».

17) Später: Oppermann.

18) George van den Bergh, Professor, Vorsitzender des Wieringen-Komitees (Stichting Joodsche Arbeid).

19) «Het Comitee voor bijzondere Joodse Belangen» und «Stichting Joodsche Arbeid», beide in Amsterdam.

20) Auch JCA: Jewish Colonization Association, 1891 gegründete Gesellschaft zur Ansiedlung von Juden, die damals aus Osteuropa fliehen mußten, in speziell für sie gegründeten Kolonien in Übersee. Einige Breesener gingen 1938/39 auf die ICA-Siedlung «Avigdor» in Argentinien, vgl. S. 66.

21) Tatsächlich befand er sich in Buchenwald.

22) Anfang Juli 1938 gab es noch etwa 550000 Juden in Deutschland und Österreich.

23) Die drei Lehrgangsteilnehmer waren polnische Staatsbürger und wurden deshalb Opfer der Ausweisungsaktion vom 28. Oktober 1938. Vgl. auch Dok. 1.

24) Fritz Schwarzschild, 1896–1967, 1926–1928 Geschäftsführender Vorsitzender des Verbandes der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands, 1930–1936 Gründer und Leiter der Jüdischen Landarbeit GmbH. in Berlin, 1936–1938 Referent für Gruppenauswanderung bei der Reichsvertretung und Schatzmeister Groß-Breesens, Jan. 1939 Emigration nach Frankreich, August 1939 in die USA, Mitgründer der Congregation Habonim.

25) Vgl. S. 66, 82.

26) Dr. David Warmbrunn, 1879–1942, Chemiker, seit 1936 Direktor eines chemischen Laboratoriums in Amsterdam, 1940 Emigration nach Portugal, 1941 in die USA.

27) Das war ein Irrtum; zwei Breesener wurden erst Ende 1938 bzw. Anfang 1939 entlassen.

28) Nicht erhalten.

29) Dieses Auswanderungsprojekt zerschlug sich.

30) Auch diese Gemeinschaftssiedlung in Australien ließ sich nie verwirklichen.

31) Die Hoffnung auf vorübergehende Unterbringung einiger Breesener in Dänemark erfüllte sich nicht.

32) Eine Breesener Zimmergemeinschaft.

33) Lehrgangsteilnehmer, von denen zwei 1936/37 durch Unfall, einer durch Selbstmord starben.

34) Martin Gerson, 1902–1944, Diplom-Landwirt, 1930 Gründer der Jüdischen Landarbeit GmbH. und der jüdischen Gemeinschaftssiedlung in Groß-Gaglow, Leiter des Hachschara-Guts Winkel und seit 1941 von Landwerk Neuendorf, nach Theresienstadt deportiert, in Auschwitz umgekommen. Gerson hatte sich sehr um die Freilassung der Groß-Breesener aus Buchenwald bemüht.

35) Dr. Otto Hirsch, 1885–1941, Ministerialrat, 1933 Geschäftsführender Vorsitzender der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, im KL Mauthausen umgekommen.

36) Martin Sobotker: 1899–1977, Rechtsanwaltsassistent, 1933–1939 Direktor des Jugendpflege- und Jugendwohlfahrtsdezernats der Jüdischen

Gemeinde Berlin, 1935–1939 Kuratoriumsmitglied für Groß-Breesen, Jan. 1939 Emigration nach Schweden, Okt. 1939 in die USA, 1940–1941 landwirtschaftlicher Arbeiter in Hyde Farmlands, seit 1946 Verwaltungsdirektor der Congregation Habonim – Dr. Alfred Hirschberg: 1901–1971, seit 1933 Chefredakteur der C.V.-Zeitung und Syndikus des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, 1939 Emigration nach Frankreich, 1940 Groß-Britannien und Brasilien.

37) Dr. Julius L. Seligsohn, 1890–1942, Rechtsanwalt, Leiter des Hilfsvereins der Juden in Deutschland, Vorstandsmitglied der Reichsvertretung und Kuratoriumsmitglied für Groß-Breesen, im KL Mauthausen umgekommen.

38) Hannah Karminski, 1897–1942, Sozialarbeiterin, Generalsekretärin des Jüdischen Frauenbundes, Mitarbeiterin bei der Reichsvertretung, umgekommen auf dem Weg in ein Vernichtungslager.

39) Seit Inkrafttreten des Immigration Act von 1924 setzten die USA jährliche Einwanderungsquoten für die verschiedenen Länder fest. Die deutsche Quote reichte seit 1933 nicht mehr aus, so daß immer längere Wartelisten entstanden. Die begehrte Ausnahmegenehmigung zur sofortigen Einwanderung erhielten von amerikanischen Instituten angeforderte Wissenschaftler und Künstler, Angehörige bestimmter Berufe, z. B. Landwirte, oder auch sehr reiche Leute. Ihnen wurden dann Vorzugsvisa (preference visa) ausgestellt.

40) Um für die nach Holland, Polen und Kuba verschlagenen Breesener die Genehmigung zur Einwanderung in die USA zu erwirken.

41) Vgl. Anm. 20.

42) Wahrscheinlich das im Süden Englands gelegene Kitchener Camp, wo Bondy später zeitweilig leitender Mitarbeiter war; vgl. S. 81.

43) Vgl. S. 83.

44) «Prinz» ging doch nach Hyde Farmlands.

45) Anspielung auf Bondys sonntägliche Schrankinspektionen in Groß-Breesen.

46) Vgl. Anm. 42.

47) Dr. Bernhard Karlsberg: Rechtsanwalt, war nach der Emigration nach Amsterdam als Auswanderungsberater tätig.

48) Vgl. Dok. 25. Da laut amerikanischem Gesetz damals niemand aufgrund eines Arbeitskontrakts einwandern durfte (von Künstlern und Akademikern abgesehen), mußten die Breesener der Virginiagruppe Besitzanteile (shares) an der Farm Hyde Farmlands bekommen.

49) Breesener im Werkdorf «Nieuwesluis».

50) Sie konnten im Sommer 1939 nach Virginia, USA, auswandern.

51) Die in Breesen ausgebildeten Mädchen sollten als Haushilfen nach England gehen. Dieser Plan wurde für die meisten verwirklicht, einige gingen später in die USA.

52) Auf viele Leser wird der Kommentar über die jüdische Belegschaft (mit Ausnahme der Breesener) und über die Juden als solche mit Recht befremdend, ja abstoßend wirken. Wie lassen sich diese «antisemitischen» Ausfälle seitens eines Juden erklären? Zu berücksichtigen ist sicherlich der Druck, der auf dem jugendlichen Schreiber lastete. Die Verzweiflung, Angst und depressive Unruhe, die aus den Zeilen spricht, ließen ihn seiner Umgebung und besonders den Menschen gegenüber unduldsam werden, von denen er noch Hilfe erhoffen konnte, auf deren erfolgreiches Eingreifen er aber seit längerem vergeblich wartete. Sein Haß gegen die Nationalsozialisten geht aus Dokument 1 hervor. Einen gewissen Einfluß übte trotzdem auch der nationalsozialistische Zeitgeist aus, dem er, wie viele andere junge Juden, in Deutschland ausgesetzt gewesen war, zumal er noch mehrere Jahre lang deutsche nichtjüdische Schulen besucht und dort wahrscheinlich so manches Vorurteil in sich aufgenommen hatte. Schließlich trug wohl auch der elitäre Geist der deutsch-jüdischen Jugendbewegung und Groß-Breesens seinen Teil zu den abfälligen Urteilen bei.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adam, Uwe Dietrich, Judenpolitik im Dritten Reich. Düsseldorf 1972.
- Adler-Rudel, Salomon, Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime 1933–1939, im Spiegel der Berichte der Reichsvertretung der Juden in Deutschland. Tübingen 1974.
- Anatomie des SS-Staates. Hg. von Hans Buchheim, Martin Broszat [u. a.]. Bd. 2: Konzentrationslager, Kommissarbefehl, Judenverfolgung. Olten, Freiburg 1965.
- Angress, Werner T., Auswandererlehrgut Groß-Breesen, in: YB LBI 10, 1965, S. 168–187.
- Bayern in der NS-Zeit. Bd. 1: Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte. Hg. von Martin Broszat, Elke Fröhlich, Falk Wiesemann. München, Wien 1977. Bd. 2: Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt. Teil A. Hg. von Martin Broszat und Elke Fröhlich. München, Wien 1979.
- Blau, Bruno, Das Ausnahmerecht für die Juden in Deutschland 1933–1945. Düsseldorf 1965.
- Borinski, Annelise Ora, Erinnerungen, 1940–1943. Nördlingen 1970.
- Brodnitz, Friedrich, Jüdische Sozialarbeit in Deutschland als Einheit, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Jg. 6, N.F., 1936, S. 90–99.
- Broszat, Fröhlich, Wiesemann: s. Bayern in der NS-Zeit.
- Cramer, Ernst, Ein Amerikaner in Buchenwald: Vor sechs Jahren war ich hier KZ-ler, in: Die Welt, Nr. 262, 9. November 1978, S. 8.
- Deutschkron, Inge, Ich trug den gelben Stern. Köln 1980.
- Freden, Herbert, A Jewish Theatre under the Swastika, in: YB LBI 1, London 1956, S. 142–162.
- Freund, Julius, O Buchenwald. Klagenfurt o. J.
- Gemeinschaftsarbeit der jüdischen Jugend. Aus der Arbeit des Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände 1933–1936. Berlin 1937.
- Genschel, Helmut, Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. Göttingen, Frankfurt, Berlin, Zürich 1966.
- Graml, Hermann, Der 9. November 1938. «Reichskristallnacht». Bonn 1957.
- Herrmann, Gert-Julius, Jüdische Jugend in der Verfolgung. Eine Studie über das Schicksal jüdischer Jugendlicher aus Württemberg und Hohenzollern. Phil. Diss. Tübingen 1967.
- Hoffmann, Bruno, Die Ausnahmegesetzgebung gegen die Juden von 1933–1945 unter besonderer Berücksichtigung der Synagogengemeinde Köln. Diss. Köln o. J.
- Homeyer, Friedel, Beitrag zur Geschichte der Gartenbauschule Ahlem 1893–1979, hg. vom Landkreis Hannover in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftskammer Hannover. Hannover 1980.

- Josephthal, Georg, Die Berufsfrage der jüdischen Jugend, in: Gemeinschaftsarbeit der jüdischen Jugend.
- ders., Pädagogische und auswanderungspolitische Gesichtspunkte des jüdischen Berufsbildungswerks in Deutschland, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Jg. 8, 1938, S. 6.
- Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Quellen-schriften. Hg. von Werner Kindt. Köln 1974.
- Kershaw, Ian, Antisemitismus und Volksmeinung. Reaktionen auf die Judenverfolgung, in: Bayern in der NS-Zeit, Bd. 2, S. 281–348.
- Kochan, Lionel, Pogrom. November 10, 1938. London 1957.
- König, Joel (d. i. Esra Feinberg), David. Aufzeichnungen eines Überlebenden. Frankfurt/M. 1979.
- Kogon, Eugen, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Frankfurt/M. 1961.
- Konzentrationslager Buchenwald. Bericht des Internationalen Lagerkomitees. Weimar 1949.
- Kwiet, Konrad und Helmut Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933–1945. Hamburg 1984.
- Landenberger, Hilde, Die soziale Funktion der jüdischen Jugendbewegung, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Jg. 6, 1936.
- Leshem, Perez, Straße zur Rettung 1933–1939. Aus Deutschland vertrieben, bereitet sich die jüdische Jugend auf Palästina vor. Tel Aviv 1973.
- Lowenthal, Ernst G., The Ahlem Experiment. A Brief Survey of the «Jüdische Gartenbauschule», in: YB LBI 14, 1969, S. 165–181.
- ders. (Hg.), Bewährung im Untergang. Ein Gedenkbuch. Stuttgart 1966.
- ders., Juden in Preußen. Biographisches Verzeichnis. Ein repräsentativer Querschnitt. Hg. vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz. Berlin 1981.
- Manowitz, Rosalyn (Hg.), Commemoration of the 40th Anniversary of «Kristallnacht» Nov. 9–10, 1938 – Nov. 10, 1978. New York 1978 (Privatdruck).
- Meier-Cronemeyer, Hermann, Jüdische Jugendbewegung, in: Germania Judaica. Kölner Bibliothek zur Geschichte des Deutschen Judentums e. V. Köln, Jg. 8, 1969, S. 1–122.
- Mommsen, Hans, Der nationalsozialistische Polizeistaat und die Judenverfolgung vor 1938. Dokumentation, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 10, 1962, S. 68–87.
- Paucker, Arnold und Lucien Steinberg, Some Notes on Resistance, in: YB LBI 16, 1971, S. 239–248.
- Pikarski, Margot, Jugend im Berliner Widerstand. Herbert Baum und Kampfgefährten. Berlin (Ost) 1977.

- Pingel, Falk, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager. Hamburg 1978.
- Poller, Walter, Arztschreiber in Buchenwald. Bericht des Häftlings 996 aus Block 36. Hannover 1960.
- Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945–1. Oktober 1947. Nürnberg 1947, Bd. 26.
- Rehme, Günther und Konstantin Haase, ... mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Zur Geschichte der Juden in Marburg und Umgebung nach 1933. Marburg 1982.
- Rheins, Carl J., The Schwarzes Fähnlein, Jungenschaft 1932–1934, in: YB LBI 23, 1978, S. 173–197.
- Richarz, Monika (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 3: Selbstzeugnisse z. Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982.
- Rinott, Chanoch, Major Trends in Jewish Youth Movements in Germany, in: YB LBI 19, 1974, S. 77–95.
- Rosenheim, Käthe, Jüdische Sozialarbeit in Deutschland als Einheit. 1. Interterritoriale Kinderfürsorge, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Jg. 6, 1936.
- Rosenstock, Werner, The Jewish Youth Movement, in: YB LBI 19, 1974, S. 97–105.
- Rosenthal, Hans, Zwei Leben in Deutschland. Bergisch-Gladbach 1980.
- Schatzker, Chaim, Martin Buber's Influence on the Jewish Youth Movement in Germany, in: YB LBI 23, 1978, S. 151–171.
- Schleunes, Karl A., The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy toward German Jews 1933–1939. Urbana 1970.
- Senger, Valentin, Kaiserhofstraße 12. Darmstadt, Neuwied 1980.
- Stern, Heinemann, Warum hassen sie uns eigentlich? Jüdisches Leben zwischen den Kriegen. Erinnerungen, hg. und kommentiert von Hans Ch. Meyer. Düsseldorf 1970.
- Strauss, Herbert A., Jewish Emigration from Germany. Nazi Policies and Jewish Responses (I), in: YB LBI 25, 1980, S. 313–361.
- Tijn, Gertrude van, Werkdorp Nieuwesluis, in: YB LBI 14, 1969, S. 182–199.
- Walk, Joseph, The Diary of Günther Marcuse (The Last Days of the Gross-Breesen Training Centre), in: Yad Vashem Studies on the European Jewish Catastrophe and Resistance, Jg. 8, 1970, S. 159–181.
- ders., Jüdische Schüler an deutschen Schulen in Nazideutschland, in: Bulletin des Leo Baeck Instituts, 19. Jg., 1980, N. F. Nr. 56/57, S. 101–109.
- ders., Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien. Heidelberg, Karlsruhe 1981.
- Winterfeld, Hans, Deutschland: Ein Zeitbild 1926–1945. Leidensweg eines

deutschen Juden in den ersten 19 Jahren seines Lebens, Manuskript (Archiv des Leo Baeck Instituts New York).

Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik. Zeitschrift der Zentralwohlfahrtsstelle und der Abteilung Wirtschaftshilfe bei der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, Jg. 6–8, Berlin 1936–1938.

Zahnwetzler, Moritz, KZ Buchenwald. Erlebnisbericht. Kassel o. J.